Jüdisches Magazin für Politik und Kultur

NR. 93 · (3/2023) Nisan 5784 · € 7 · www.nunu.at

Dossier: Chassidismus

Weisheit, Einsicht und Wissen

Jiddisch ist sexy: Unterwegs mit Lea Kalisch







Wien funktioniert. Tag für Tag.

Und das verdanken wir unter anderem dem erfrischenden Wiener Wasser – in einer Stadt, die mit einer funktionierenden Müllentsorgung und gepflegten Straßen, Parks und Plätzen immer sauber bleibt. Unser quellfrisches Trinkwasser schmeckt fantastisch und ist auch noch gesund. Informiere dich über die einzigartige Wasserqualität sowie die Sauberkeitsinitiativen.

Scanne den QR-Code und erfahre mehr.







VON DANIELLE SPERA HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Lernen, unter Wasser zu leben

Zunächst einmal möchte ich heute mit großem Dank beginnen. Selten habe ich so viele positive Reaktionen erhalten wie für die letzte Nummer mit dem Dossier zum Thema "Jüdische Aristokratie" aus Anlass der Krönung von König Charles. Von informativ, spannend zu lesen bis hin zu unterhaltsam reichten die Rückmeldungen. Hier gilt mein Dank unserer Chefredakteurin, Andrea Schurian, erstens für ihre Idee, jedes NU mit einem thematischen Dossier zu versehen und zweitens für ihre unerschöpflichen kreativen Ideen und den fruchtbaren Impulsen aus unserem Team.

Über positive Nachrichten bin ich besonders glücklich, da wir in einer Zeit leben, die von Pessimismus geprägt ist. Meiner Meinung nach eine unbegründete Schwarzmalerei, der ich immer mit dem zutiefst jüdischen Grundsatz begegne, das Leben auf die beste Weise zu nützen. Dazu darf ich Ihnen einen meiner Lieblingswitze übermitteln.

Gott beschließt, eine neue Sintflut zu schicken, und informiert die Abgesandten der drei Religionen: "Ihr hört nicht auf zu sündigen, ich werde Euch bestrafen. In drei Tagen kommt das Ende der Menschheit." Der Papst sagt zu den Katholiken: "Hüllt euch in Sack und Asche und tut Buße; das Ende naht." Der evangelische Bischof: "Uns bleibt nur noch das inbrünstige Bitten um Gnade, damit Er uns erhöre und das furchtbare Schicksal von uns abwende." Der Oberrabbiner: "Jüdinnen und Juden! Wir haben noch genau 72 Stunden Zeit, um zu lernen, wie man unter Wasser lebt."

Israel, eine gespaltene Nation in Aufruhr, so lauten die (pessimistischen) Schlagzeilen der israelischen und internationalen Medien. Die von der Regierung Netanjahu und seiner Koalition aus radikalen und ultraorthodoxen Gruppierungen geplanten und bereits durchgesetzten Teile der Justizreform bringen das Land in eine Krisensituation. Seit Monaten protestieren jede Woche hunderttausende Israelis gegen die Regierungspläne. Wir haben zur Einordnung einige Interviews und Situationsberichte für Sie vorbereitet. Und auch hier gilt es, die Hoffnung nicht aufzugeben!

Um bei positiven Nachrichten zu bleiben: Zwei mal Mazal Tov: Joanna Nittenberg möchte ich zur Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens der Republik gratulieren, und meiner früheren Mitarbeiterin, der Leiterin der Vermittlungsabteilung im Jüdischen Museum Wien, Hannah Landsmann, zum mehr als verdienten Leon Zelman-Preis. Sollten Sie noch nie eine Führung mit Frau Landsmann absolviert haben, dann möchte ich Ihnen das sehr ans Herz legen. In diesem Sinn wünsche ich Ihnen Shana tova, ein gutes mit positiven Erlebnissen erfülltes Jahr 5784 sowie eine Einschreibung ins Buch des Lebens!

Trost in volatilen Zeiten

Weltweite Krisenherde, Pandemie, Krieg, Klimawandel, aufgewühlte Weltwirtschaft, Energieknappheit, , gesellschaftliche Spaltungen verunsichern Menschen rund um den Erdball. In Israel ebbt die Protestbewegung gegen die Justizreform und gegen eine von religiösen Fundamentalisten mitbestimmte Regierung nicht ab. Nie seit dem Jom-Kippur-Krieg 1973 sei die Situation in Israel so gefährlich gewesen, schreibt Ronald S. Lauder, Präsident des Jüdischen Weltkongresses. Mit einem vierteljährlich erscheinenden Magazin hier auf dem aktuellsten Stand zu sein, ist ein schwieriges Unterfangen. Wenn Sie unser Heft in Händen halten, ist die Regierungskonstellation in Israel vielleicht schon wieder anders.

Viele Menschen suchen in diesen volatilen Zeiten Trost und Zuflucht im Glauben, greifen zurück auf jahrhundertalte Gewissheiten, Gebote und Weisheiten. Chassidismus ist ein ebenso unerschöpfliches wie geheimnisvolles Feld der Spiritualität, Kultur und Lebensgestaltung im Judentum. Anstelle seiner "Rabbinischen Weisheiten" erzählt Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg diesmal seine persönlichen Erinnerungen an den Weltstar chassidischer Musik, Shlomo Carlebach, der mit seinen Konzerten Juden und Nichtjuden zu berühren wusste. Dass er gemeinsam mit Carlebach musiziert hat, erzählt er nicht – aber Fotos belegen es. *NU*-Mitbegründer und langjähriger Herausgeber Martin Engelberg, dessen Vorfahren aus einer chassidischen Familie stammen, hat mit seiner Expertise unseren Schwerpunkt zum Thema Chassidismus kuratiert.

Anlässlich seiner Personale im Wiener Leopold Museum würdigt die Kunstjournalistin Nicole Scheyerer das aufwühlend radikale Werk des jüdischen Künstlers Max Oppenheimer. Der Zeitgenosse von Gustav Klimt und Egon Schiele musste 1938 vor den Nazis fliehen. Er starb 1954 in New York und geriet für lange Zeit in Vergessenheit. Gegen das Vergessen malt Manfred Bockelmann, der Bruder von Udo Jürgens, mittels Porträts von Kindern, die von den Nazis ins Gas geschickt wurden. Hubert Nowak hat den Maler aus Anlass seines 80. Geburtstags in seinem Kärntner Atelier besucht.

Ganz besonders herzlich möchte ich Joanna Nittenberg, langjährige Herausgeberin und Chefredakteurin der *Illustrierten Neuen Welt* gratulieren – allerdings nicht zum Geburtstag, sondern zum Goldenen Ehrenzeichen der Republik, das ihr Anfang Juli verliehen wurde.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der *NU*-Lektüre, eine gute Einschreibung in das Buch des Lebens, vor allem aber ein friedvolles gesundes und süßes neues Jahr!

Aktuell

Oma Mitzi kehrt heim nach Meidling

Einst ließ der jüdische Philanthrop Gustav von Springer für seine Tochter Maria Cäcilia ein Schlössl bauen. Nun besuchte ihr 94-jähriger Enkel Felipe Propper den ehemaligen Familienbesitz.

Von Gerhard Jelinek

Seite 6

"Israel hat viel Erfahrung im Austausch mit anderen Ländern"

Mordechai Rodgold, israelischer Botschafter in Österreich, bereitet seinen Abschied aus Wien vor. Angetreten ist er mit dem Anspruch, die Beziehungen zwischen den Ländern zu vertiefen.

Von Danielle Spera

Seite 8

Große Pläne für kleine Gemeinden

Elie Rosen, Präsident der Jüdischen Gemeinde Graz, ist seit Jänner auch Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Salzburg. Mit viel Engagement konnte er seit seinem Amtsantritt einiges umsetzen. Von René Wachtel

Seite 11

Gelobtes Land an der Seidenstraße

Eine kleine Synagoge neben imposanten Moscheen: Buchara gilt als Ort der religiösen Toleranz. Ein Besuch bei der jüdischen Gemeinde in Usbekistan.

Von Otmar Lahodynsky

Seite 13

Israel

Einheit oder Krieg

Kommentar von Ronald S. Lauder Seite 15

Israel vor Staatskrise

Trotz Massenprotesten hat die rechtsreligiöse Regierung den ersten Teil der Justizreform in der Knesset durchgesetzt.

Von Otmar Lahodynsky

Seite 17

Schiefe Aushängeschilder

Die Proteste könnten auch Israels Wirtschaftswachstum schwächen. Die drei großen Ratingagenturen haben bereits Bedenken geäußert. Von Nini Schand

Seite 19

"Wir sind Juden. Wir glauben an Wunder"

Die Organisation "Tzohar" möchte eine Brücke zwischen säkularen und religiösen Israelis schlagen. Einer der Gründerväter und der heutige Leiter ist Rabbiner David Stav (Rav Stav). Von Danielle Spera

Seite 20

Dossier: Chassidismus

Leben in Freude und Begeisterung

Der Chassidismus ist die wichtigste und machtvollste Religionsbewegung des Judentums in der Diaspora – auch in der jüngeren europäischen Geschichte. Ein geschichtlicher Abriss.

Von Fritz Rubin-Bittmann

Seite 24

"Der Begriff der Klezmer-Musik ist ein Irrtum"

Edek Bartz, Teil des legendären Musikduos Geduldig und Thimann, über seine Begegnung mit chassidischer Musik, die ersten Auftritte bei jüdischen Hochzeiten und über seine letzte Challenge.

Von Gabriele Flossmann

Seite 29

Meine chassidischen Wurzeln

Gemeinhin sagt man, ein jüdisches Kind besitze schon eine jüdische Identität, bevor es überhaupt weiß, dass es Jude oder Jüdin ist. Genauso verhält es sich mit meinen chassidischen Wurzeln

Von Martin Engelberg

Seite 34

Tief verwurzelt und weit verzweigt

Die chassidischen Gemeinschaften eint eine ausgeprägte Hingabe für die Wahrung ihrer Traditionen und eines tiefen Glaubens.

Von Mark E. Napadenski und Nathan Spasić

Seite 36

Männer, die auf Bäume starren

Eine Geschichtsstunde bei Rabbiner Jacob I. Biderman, dem religiösen Leiter von Chabad in Wien. Von *Rainer Nowak*

Seite 39

Liberaler Rabbiner und Chassid

Akiva Weingarten ist einst aus der ultraorthodoxen Satmar-Gemeinde ausgebrochen und ein liberaler Rabbiner geworden. Nun hilft er anderen jungen Chassiden, diesen Weg zu gehen.

Von Eric Frey

Seite 42

Fotostrecke Agnieszka Traczewska

Dokumente einer versunkenen und geheimnisvollen Welt

Seiten 44

Unorthodox werden

Die Entscheidung, dem ultraorthoxen Leben den Rücken zu kehren, ist oft mit Risiken und Konsequenzen verbunden. Private Organisationen bieten Hilfe beim Einstieg in den säkularen Alltag. Von Tal Leder

Seite 46

Kabbalist der zeitgenössischen Literatur

Isaac Bashevis Singer ist der einzige jiddische Autor, der mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde. Jede seiner Figuren macht ein Stück von Singers eigener Lebensgeschichte unsterblich.

Von Andrea Schurian

Seite 48

Unterwegs mit

Lea Kalisch

Die Schweizer Songwriterin ging mit zwanzig nach New York, um die Sprache für ihre Lieder zu finden. Seither singt sie jiddisch – mitunter mit einem Schtreimel am Kopf. Von René Wachtel (Text) und Ouriel Morgensztern (Fotos)

Seite 51

Kultur

Mehr als nur die zweite Geige

Maler, Musikkenner, Freund von Schiele, Feind von Kokoschka: Das Leopold Museum widmet Max Oppenheimer im Herbst eine umfangreiche Werkschau. Von Nicole Scheyerer

Seite 54

Vierzig Briefe aus der Hölle

Arye Sharuz Shalicar und Juri Vinograd haben das Leben und Überleben im Ukraine-Krieg in "Tagebuch aus Cherson" dokumentiert. Von René Wachtel

Seite 55

"Mein Frühwerk mache ich im Alter"

Manfred Bockelmann ist ein Philosoph seiner selbst. Ein Maler der Stille wird achtzig, und scheut sich auch nicht vor lauten Botschaften seiner Bilder.

Von Hubert Nowak

Seite 56

Lebensreisen

In "Emile – Erinnerungen eines Vertriebenen" erzählt der berühmte Evolutionsbiologe Emile Zuckerkandl von seiner Großmutter Berta. Und wie jüdische Flüchtlinge vor einem französischen Kapitän salutierten. Von Michael Pekler

Seite 59

Zeitgeschichte

Jüdische Riviera an der Donau

Licht, Luft, Sonne und die Donauwellen sind auch ein politisches Programm: Das kleine Glück am langen Sandstrand von Kritzendorf bei Klosterneuburg. Von Gerhard Jelinek

Seite 61

Das vorletzte Wort

Madonna im Simpl

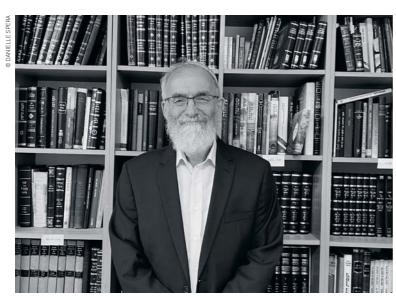
Besteht die Chance auf einen österreichischen Chassidenkanzler?
Aber wo tritt dann der Messias in Erscheinung? *Nathan Spasić* und *Ronni Sinai* haben Fragen über Fragen.

Seite 63

Rabbinische Weisheiten

Erinnerungen an Rabbi Shlomo Carlebach

Von Paul Chaim Eisenberg Seite 64



Rav Stav möchte mit seiner Organisation "Tzohar" eine Brücke zwischen säkularen und religiösen Israelis schlagen. Ein Gespräch mit dem engagierten Rabbiner lesen Sie auf S. 20.



Erscheinungsweise: 4 x jährlich Nächste Ausgabe: November 2023. Auflage: 4.700

TITELBILD:
© Ouriel Morgensztern

Kontakt

Tel.: +43 (0)1 535 63 44 Fax: +43 (0)1 535 63 46 E-Mail: office@nunu.at Internet: www.nunu.at

Bankverbindung

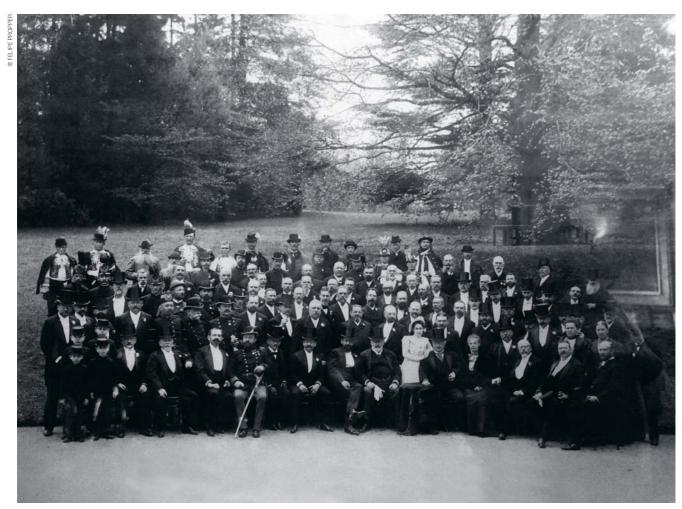
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum IBAN: AT09 2011 1847 3489 6500 BIC: GIBAATWWXXX

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand: Österreich: Euro 25,– Europäische Union: Euro 28,– Außerhalb der EU: Euro 32,–

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen Fabian Gaida, Heidi Karner office@nunu.at

Oma Mitzi kehrt heim nach Meidling



Gruppenbild mit junger Dame: Mitzis sechzehnter Geburtstag mit fünf Dutzend würdiger Herren im Park vor dem Schlössl.

Einst ließ der jüdische Philanthrop Gustav von Springer für seine Tochter Maria Cäcilia ein Schlössl bauen. Nun besuchte ihr 94-jähriger Enkel Felipe Propper den ehemaligen Familienbesitz.

VON GERHARD JELINEK

Was bleibt nach neuneinhalb Jahrzehnten Leben? Erinnerungen an den Geruch kubanischer Zigarren im großen Salon mit dem mächtigen Kamin, die elegant geschwungene Holztreppe, die zu einer Galerie führt. Der Glanz hunderter Rosskastanien im Leiterwagerl, die der vierjährige Felipe im Park des Springer Schlössls in Meidling gesammelt hat, um sie anschließend im Schönbrunner Schlosspark an die Rehe zu verfüttern.

Diese Erinnerungen gehören Felipe Propper, dem heute 94-jährigen Enkel von Maria Cäcilia Springer, der im Frühsommer mit seiner Frau Renate Goldschmidt an den Ort seiner Kindheit zurückkehrt. Das Paar besucht erstmals das sogenannte Springer Schlössl in Wien Meidling, das sein Urgroßvater Gustav von Springer um 1890 für seine Tochter Maria Cäcilia in den historischen Park am Meidlinger Gatterhölzl bauen ließ.

Gustav von Springer, der Industrielle und Großgrundbesitzer, sorgt sich um die Gesundheit seiner einzigen Tochter. Sie soll an die frische Luft. Die Schwindsucht ist eine Wiener Krankheit. Mitzis Mutter Helene ist kurz nach der Geburt der Tochter in einem Pariser Nobelhotel gestorben. Maria Cäcilia ist ein schwaches Kind, Sonne und Luft gelten als wirksame Medizin gegen die verbreitete Tuberkulose. Der Vater umsorgt, verhät-

schelt die Kleine. Sie ist sein einziges eheliches Kind. Seine Erbin. Für sie kauft er zehn Hektar Parklandschaft nächst dem Kaiserschloss, und für sie bauen die bekannten Architekten Fellner & Helmer eine stattliche Villa, mit Reitwegen und Kegelbahn und dem ersten elektrisch betriebenen Springbrunnen der Monarchie. Gerüchte über eine Parzellierung des einstigen Waldgebietes Gatterhölzl sowie Pläne zum Bau eines Infektionsspitals und einer Kaserne beunruhigen Gustav von Springer. Er lässt besorgt bei Kaiserin Elisabeth anfragen. Die besänftigt. Seine Kleine dürfe gern im für die Hoheiten reservierten Teil des Schönbrunner Schlossgartens spazierengehen. Dort trifft sie gelegentlich Sisi, wenn ihre Majestät mit ihrem Griechischlehrer Constantin Christomanos Verse deklamierend durch den Park lustwandelt. Wirklich? Jedenfalls eine schöne Geschichte.

Maria Cäcilia Baronin Springer, verehelichte Fould, gehört der Besitz nach dem frühen Tod ihres Vaters. Sie wird die Hefe-Industrien in Wien-Fünfhaus und in Paris weiterführen, das Vermögen mehren, bis es die Nazis 1938 rauben, die elegante Villa zur "Gauschule Schönbrunn" umfunktionieren und das wertvolle Inventar stehlen.

Baronin Fould-Springer hat das Geschäft vom Vater gelernt. Schon als Kind nimmt er sie mit in sein Büro, spricht mit der Tochter über Geschäfte. Sie wächst anders auf als viele gleichaltrige Mädchen, deren einzige Bestimmung Schönheit und eine möglichst gute Partie sind. Maria teilt auch die väterliche Passion, den Pferderennsport. Sie führt den Rennstall der Familie weiter und lässt ungarische Spitzenpferde züchten.

Imposante Hochzeit

Die Ehe der Baronin Springer mit Eugene Fould verläuft unglücklich, daran ändert auch die imposante Hochzeit in der Synagoge in der Seitenstettengasse nichts. Der Empfang findet im Springer Schlössl statt. Die drei Buffets werden von Frau Anna Sacher arrangiert. Der französische Ehemann zeigt sich indes eher an Männern als an seiner Angetrauten interessiert. Dennoch wird sie vier Kinder zur Welt bringen, drei in der Meidlinger Villa. Und sie wird nach dem

frühen Tod ihres Gatten dessen englischen Lebensfreund Frank Wooster ehelichen. Ein Arrangement. Manche Wege sind eben verschlungen.

Nach 1945 wird das Schlössl restituiert. Maria Springer kehrt aber nicht mehr nach Wien zurück. Sie verkauft das devastierte Anwesen weit unter seinem Wert mit der Auflage, es zu erhalten und für Bildungszwecke zu nützen. Nachdem die Nazis es in eine Gauschule umfunktionierten, zog nach dem Krieg die Parteiakademie der ÖVP ein.

Und jetzt die Heimkehr

Und jetzt die Heimkehr nach so vielen Jahrzehnten. NU-Herausgeberin Danielle Spera hat Felipe Propper und seine Frau in New York kennengelernt und den Wienbesuch in der heutigen Politischen Akademie der Volkspartei arrangiert. Der Enkel der einstigen Besitzerin hat aus New York ein vergilbtes Foto mitgebracht. Alle sind drauf: die als Respektsperson gefürchtete Großmutter, der geliebte Enkel, das große Auto und Franz, der Hausverwalter, vor dem prachtvollen Tor und der Allee, die auch heute noch zur Villa führt.

Ein anderes Bild zeigt fünf Dutzend würdiger Herren im Park vor dem Schlössl. Freunde, Angestellte, Verwandte und ein Mädchen, ganz in weiß. Und die 16-jährige Maria Cäcilia, neben ihrem Vater, dem Baron. Der jüdische Philanthrop ist der jüngste

Sohn des Bankiers Max Springer, der aus Bayern in die k.u.k. Residenzstadt gezogen ist. Max Springer beteiligt sich am Bau der Semmeringbahn, ist Teilhaber der Anglo-Österreichischen Bank und lässt von den Architekten Fellner & Helmer die erste Spiritusfabrik in der Wiener Ölweingasse bauen. Für seine großzügige Mäzenantentätigkeit wird Max Springer geadelt.

Was den Bankier und Kaufmann wirklich adelt, ist aber seine soziale Ader. Er finanziert den Bau eines Waisenhauses in der Goldschlagstraße, den auch die Architekten Fellner & Helmer planen. Nach seinem Tod richten die drei Söhne eine Stiftung ein, die Jahr für Jahr fünfundzwanzig Bedürftige unterstützt. Heute steht an der Stelle des prachtvollen Gebäudes ein gesichtsloser Bau aus den 1970er Jahren. Nur noch eine kleine Tafel erinnert an das Waisenhaus.

Die von der Tivoligasse aus kaum sichtbare Villa liegt inmitten eines englischen Parks und ist Zeitzeugin österreichischer Politikgeschichte. Seit gut einem halben Jahrhundert beherbergt das Springer-Schlössl die Politische Akademie der Volkspartei. Wenn es wirklich um etwas geht, ziehen sich die jeweiligen ÖVP-Granden zu Beratungen in die "Polak" zurück. Unwahrscheinlich, dass sie dabei an eine Lebensweisheit von Maria "Mitzi" Cäcilia von Springer denken. "Vereint Unmögliches." Ihr Enkel Felipe bringt die Erinnerung mit.



Felipe Propper, Enkel der einstigen Besitzerin, kehrte im Alter von 93 Jahren mit seiner Frau Renate Goldschmidt Propper in die Villa der Großmutter zurück.

"Israel hat viel Erfahrung im Austausch mit anderen Ländern"



Sieht den Zusammenhalt in der israelischen Gesellschaft stärker als die Polarisierung in der Politik: Mordechai Rodgold bewertet die Justizrefom als Teil eines demokratischen Prozesses.

Mordechai Rodgold, israelischer Botschafter in Österreich, bereitet nach vier Jahren in Wien seinen Abschied vor. Angetreten ist er mit dem Anspruch, die Beziehungen zwischen den Ländern zu erweitern und zu vertiefen.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND BARBARA NIDETZKY (FOTOS)

NU: Herr Botschafter, welche Bilanz ziehen Sie, was ist in diesen vier Jahren gelungen?

Mordechai Rodgold: Die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern sind so gut und breit aufgestellt wie nie zuvor. Aus den Beziehungen im klassischen Sinn hat sich eine Freundschaft entwickelt, und zwar auf verschiedenen Ebenen, nicht nur politisch, sondern auch gesellschaftlich, sowie in Bereichen wie Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Gleichermaßen entwickelt sich der Jugendaustausch. Ich glaube, wir haben in den letzten Jahren sehr viel erreicht und das trotz der globalen Herausforde-

rungen wie Covid oder dem Krieg in der Ukraine

Gerade in der Covid-Krise gab es eine enge Zusammenarbeit zwischen Israel und Österreich.

Schon im Februar 2020 gab es dazu die ersten Kontakte zwischen Premier Benjamin Netanjahu und dem damaligen Bundeskanzler Sebastian Kurz und diese Beratungen haben dazu geführt, dass Österreich sehr schnell auf die Herausforderung der Pandemie reagieren konnte. Israel war unter den Vorreitern und spielte eine starke Rolle neben den mittelgroßen Ländern in- und außerhalb Europas. Bundes-

kanzler Kurz hat dann die Gruppe der Smart Covid Länder aufgebaut, an der auch Israel beteiligt war.

Die Beziehungen sind so gut wie nie zuvor, was hat sich in diesen letzten Jahren verändert?

Die zwei Säulen der guten Beziehung sind das klare Bekenntnis Österreichs zu Israel und die Übernahme der Mitverantwortung für die Verbrechen in der Shoah, gepaart mit einer klaren Strategie gegen Antisemitismus, deren Umsetzung von Ministerin Karoline Edtstadler verantwortet wird, mit regelmäßigen Berichten und Maßnahmen. Da hat es in Österreich in den vergangenen Jahren deutliche Fortschritte mit einem klaren Diskurs gegeben, auch im europäischen Vergleich. Und andererseits die Anerkennung von Israel als jüdischer und demokratischer Staat und dessen Sicherheit als Staatsräson im österreichischen Regierungsprogramm von ÖVP und Grünen. Der Höhepunkt war die Unterzeichnung der strategischen Zusammenarbeit im Juli 2022 beim Besuch von Bundeskanzler Nehammer in Israel. All das hat dazu beigetragen, dass sich das Bild der jeweiligen Länder im anderen Land positiv entwickelt hat. Ich bin überzeugt, dass Israel heute ein ganz anderes Image in Österreich hat und umgekehrt. Das spürt man in den Straßen Wiens sowie in den Bundesländern, wo man immer öfter Hebräisch hört. Wir verzeichnen heute mehr als eine Million Nächtigungen von Israelis in Österreich pro Jahr, Tendenz stark steigend. Es gibt mehr als 40 Flüge pro Woche zwischen Wien und Israel. Das alles zeigt, wie eng unsere Beziehungen auf jeder Ebene sind. Es gibt immer noch Herausforderungen wie die Bekämpfung des Antisemitismus, doch unsere Beziehungen stehen jetzt auf einer sehr

starken Basis und wir arbeiten daran, dass es nachhaltig weitergeht.

Der Tourismus von Österreich Richtung Israel ist manchmal noch immer überschattet von Bedenken über die Sicherheitssituation in Israel. Wie kann man dem begegnen?

Hier hat sich auch viel entwickelt. Immer mehr junge Österreicher reisen nach Israel, oft auch nur über das Wochenende, der Flug dauert ja nur 3 Stunden. Junge Leute kommen nach Tel Aviv, für das mediterrane Flair, für die Gastronomie und die weltbekannte Party-Szene, oder auch nach Jerusalem, um die kulturellen und historischen Stätten zu besuchen. Unser Image hier wird immer noch sehr davon beeinflusst, wie Medien hauptsächlich über Israel in Krisenzeiten berichten. Das ist eine Herausforderung, denn das beeinflusst das Bewusstsein über Israel in der gesamten Bevölkerung. Wir bemerken aber auch, dass sich das positiv ändert. Israel wird als Startup-Nation, als Zentrum der Innovation und der technologischen Entwicklung wahrgenommen. Und auch im Bereich der Kunst und Kultur wird Israel heute anders betrachtet, insbesondere durch die wachsende Präsenz von israelischen Künstlern in österreichischen Museen, wie derzeit Ofer Lellouche in der Albertina, israelischen Sängerinnen in den Opernhäusern, israelischen Tänzern bei Performances, und den vielen Filmen und Serien aus Israel. Israel wird in Österreich heute immer mehr in seiner Vielfalt und Kreativität wahrgenommen. Ich glaube, das ermutigt immer mehr Österreicher, Israel nicht nur durch das enge Prisma der geopolitischen News zu sehen.

Auch die Programme für die Jugend können dazu etwas beitragen.

Israel hat viel Erfahrung im Austausch mit anderen Ländern, insbesondere mit Deutschland. Wir haben eine eigene Jugendaustauschstelle, die für jede Initiative aus dem Ausland den richtigen Partner in Israel findet, sei es im Bereich Schulen, Sport oder Kunst, sogar auf lokaler Ebene, wo wir selbst mit kleinen Gemeinden einen Austausch pflegen. Auch hier haben wir letztes Jahr beim Besuch von Staatssekretärin Claudia Plakolm in Israel ein Rahmenabkommen mit Österreich zu engerer Zusammenarbeit abgeschlossen. Hier soll es in vielen Bereichen, wie Sport, Freizeit, oder Forschung und Entwicklung zwischen Schülern, Studenten oder Young Professionals zu mehr Austausch kommen. Oder auch im Bereich der Kultur. wo es gerade ein Filmprojekt zwischen Studentinnen und Studenten aus Israel und Österreich gegeben hat. Dieser Film wird jetzt in österreichischen Schulen gezeigt. Solche Projekte haben auch einen nachhaltigen Wert.

Was waren denn die Höhepunkte während Ihrer Amtszeit in Österreich?

Trotz der Pandemie gab es viele Besuche in beide Richtungen. Staatspräsident Reuven Rivlin war zu Besuch in Wien, Bundespräsident Alexander Van der Bellen besuchte bereits zuvor Israel. Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka kam im Mai 2022 zu Besuch und Bundeskanzler Karl Nehammer war im Juli 2022 in Israel zur Unterzeichnung der strategischen Partnerschaft, begleitet von Verteidigungsministerin Klaudia Tanner und Innenminister Gerhard Karner. Auch Außenminister Alexander Schallenberg und Verfassungsministerin Karoline Edtstadler haben Israel besucht, zwei israelische Außenminister, Jair Lapid und Eli Cohen, haben Wien besucht. Auch im wirtschaftlichen Bereich gab es

"Israel wird in Österreich heute immer mehr in seiner Vielfalt und Kreativität wahrgenommen. Ich glaube, das ermutigt immer mehr Österreicher, Israel nicht nur durch das enge Prisma der geopolitischen News zu sehen."



NU-Herausgeberin Danielle Spera und Botschafter Mordechai Rodgold kramen in Erinnerungen. Wien und Österreich werde er auch in Israel im Herzen tragen

mehrere Besuche: WKÖ-Präsident Harald Mahrer reiste im Jänner 2023 mit einer großen Wirtschaftsdelegation nach Israel, sowie im Februar Wirtschaftsminister Martin Kocher und Tourismus-Staatssekretärin Susanne Kraus-Winkler. Bereits im Jahr 2022 besuchten auch Gesundheitsminister Johannes Rauch und Landwirtschaftsminister Norbert Totschnig Israel. Unsere Feier zum 75. Unabhängigkeitstag im Mai dieses Jahres wurde durch die Anwesenheit von Bundespräsident Van der Bellen geehrt, wie auch von Verteidigungsministerin Tanner, Klimaschutzministerin Gewessler, Wirtschaftsminister Kocher und Bildungsminister Polaschek. Wir haben außerdem einen Preis ins Leben gerufen, den Israel Friendship Award, den wir heuer an Nobelpreisträger Prof. Anton Zeilinger und WKÖ-Vizepräsidentin Martha Schultz überreichen konnten, für ihren Einsatz für die Förderung der Freundschaft und der Zusammenarbeit zwischen unseren beiden Ländern.

Diese Feier und die hochrangige Beteiligung des offiziellen Österreich kann man auch als starkes Signal der Bedeutung Israels für Österreich bewerten.

Das war tatsächlich ein sehr starkes Zeichen der Freundschaft. Wir hatten 600 Gäste, jeder davon ist ein Freund Israels, und dies war für meine Frau Celine und für mich ein besonders bewegender Moment. Aber auch die israelische Flagge auf dem Bundeskanzleramt und dem Außenministerium im Mai 2021 war ein Meilenstein, der klar gezeigt hat, wie eng die Beziehungen heute sind und dass Österreich zu Israel steht, vor allem in Zeiten der Bedrohung. Wir sind für diese Solidaritätskundgebung gegen den Terrorismus sehr dankbar. So wie wir uns aus Solidarität als Wiener gefühlt haben, als wir den Terroranschlag im November 2020 in der Wiener Innenstadt miterlebt haben.

Sie kehren jetzt nach Israel zurück, in ein Land, das in den letzten Monaten von einem Tauziehen um die Justizreform, das von Protesten hunderttausender Israelis begleitet wird.

Es geht um das Gleichgewicht zwischen Exekutive, Legislative und Judikative. Und dieses Gleichgewicht ist nicht etwas Statisches, sondern in einem demokratischen Prozess zu gestalten. Viele Demokratien führen immer wieder Änderungen in der Verfassung oder in den Grundgesetzen durch. Das ist nichts Außerordentliches. Es gibt natürlich auch eine politische Dimension von Auseinandersetzung zwischen Opposition und Regierung vor dem Hintergrund der soziohistorischen Geschichte Israels mit der Komplexität der verschiedenen Bevöl-

kerungsgruppen: Zentrum, Peripherie, Minderheiten, Mehrheiten, Religiöse und Säkulare, da zeigt sich die ganze Vielfalt des Staates Israel. Und wir können froh sein, dass wir so inklusiv leben mit all diesen unterschiedlichen Gruppen. Aber natürlich gibt es auch Spannungen. Das ist normal in einer demokratischen Gesellschaft. Die Debatten in Israel sind öfters hitzig, weil allen das Schicksal des Landes am Herzen liegt. Eine zusätzliche Dimension ist eine generelle Tendenz, die wir in vielen Demokratien erleben, sei es in den USA oder in Europa, das ist die Polarisierung der Politik. Aber am Ende darf man das Gemeinsame nicht vergessen. Und in diesem Sinn ist die israelische Gesellschaft stärker als die Polarisierung in der Politik.

Wie sieht es jenseits der offiziellen Termine aus, welche Eindrücke nehmen Sie von Österreich mit?

Österreich ist ein wunderschönes, vielfältiges Land. Meine Frau und ich haben alle Bundesländer besucht und viele neue Freundschaften schließen können. Die Berge haben mich als leidenschaftlichen Skifahrer besonders begeistert. Sehr berührt hat mich die Alpine Peace Crossing Initiative, in Erinnerung an die Flucht von 8000 Juden, die 1947 über die Krimmler Tauern nach Italien gelangt sind, um von dort nach Eretz Israel zurückzukehren. Diese Initiative ist auch ein Zeichen von Verbindung zwischen Vergangenheit und dem optimistischen Blick in die Zukunft. Mit einem konkreten Tun in der Gegenwart.

Wien wurde gerade wieder zur lebenswertesten Stadt aber auch gleichzeitig zur unfreundlichsten Stadt gekürt.

Das erste haben wir sehr geschätzt, das zweite habe ich nicht erlebt. Im Gegenteil: Wir haben in Wien viele Freunde, und allen voran Bürgermeister Michael Ludwig. Wir haben auch das vielfältige reichhaltige Leben der jüdischen Gemeinde in Wien sehr genossen, mit all seinen verschiedenen Organisationen, Synagogen und Aktivitäten. Celine und ich werden Wien und Österreich auch in Israel immer im Herzen tragen.



Elie Rosen (52), Präsident der Jüdischen Gemeinde Graz und Vizepräsident der Israelitischen Religionsgemeinschaft (IRG), der Dachorganisation aller Kultusgemeinden in Österreich, ist seit Jänner Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Salzburg.

Große Pläne für kleine Gemeinden

Elie Rosen, Präsident der Jüdischen Gemeinde Graz, ist seit Jänner auch Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Salzburg. Mit viel Engagement konnte er seit seinem Amtsantritt bereits einiges umsetzen.

VON RENÉ WACHTEL

Elie Rosens Salzburger Büro befindet sich gleich neben der Salzburger Synagoge in einem idyllischen kleinen Garten mitten im Zentrum. Im Besprechungszimmer hängen Bilder seiner Vorgänger, darunter auch von Marko Feingold, der von 1983 bis kurz vor seinem Tod im Jahr 2019 amtierte. Vier Jahre später wurde der Hans-Makart-Steg, der die beiden Salzach-Ufer verbindet, in Marko-Feingold-Steg umbenannt, was in Salzburg durchaus Staub aufwirbelte, da so manche Stimme dagegen laut wurde. Die Er-

öffnung fiel dennoch feierlich aus und der Marko-Feingold-Steg gehört heute wie selbstverständlich zur Stadt.

Hanna Feingold trat nur für kurze Zeit die Nachfolge ihres Mannes an, die Kür von Elie Rosen zum Salzburger IKG-Präsidenten kam durchaus überraschend. Er habe bereits in seiner Jugend die Sommermonate regelmäßig in Salzburg verbracht, begründet Elie Rosen selbst seinen Schritt Richtung Salzburg, wo sein Großcousin Thomas Chaimowicz an der Universität unterrichtete. So habe er die Gemeinde und

etliche ihrer Mitglieder kennengelernt und in Salzburg auch stets einen Wohnsitz gehabt. Schließlich seien Hanna Feingold und Gemeindemitglieder vor den letzten Wahlen an ihn herangetreten und das Ergebnis habe Klarheit geschaffen.

Die Gemeinde von Stadt und Land Salzburg ist zwar mit rund hundert Mitgliedern klein, doch das war in der Vergangenheit kaum anders. Laut Volkszählung waren 1934 im gesamten Bundesland nur 239 Menschen jüdischen Glaubens registriert, darunter allerdings Künstler von so internationaler Bedeutung wie Max Reinhardt und Stefan Zweig. Heute erhofft sich Rosen aus der Gruppe der Kunst- und Kulturschaffenden Zuwachspotenzial für Salzburgs IKG; auch internationale Studenten und Studentinnen sowie Touristen und Besucher der Festspiele würden Interesse an der jüdischen Gemeinde zeigen, deren Altersstruktur übrigens jünger sei als in anderen österreichischen Gemeinden. Große Unterstützung, betont Rosen, erhalte er von den Kultusgemeinden München und Oberbayern.

Minjanim am Schabbat

Seit Amtsantritt hat er jedenfalls einiges umsetzen können: So gibt es nach vielen Jahren wieder alle vierzehn Tage Minjanim am Schabbat. Freitagabends und Samstagvormittags sind die für einen Gottesdienst mindestens erforderlichen zehn Juden präsent, deren Gebet von einem professionellen Kantor geleitet wird. Nach den Gebeten finden für die Gemeindemitglieder Kiddushim (Segen mit anschließendem Imbiss) statt.

Die Öffnung nach außen soll mit einem pädagogischen Programm forciert werden. Die ersten Gespräche mit Politikern und Politikerinnen von Stadt und Land Salzburg seien, so Rosen, konstruktiv verlaufen. Das viel beachtete Konzert des US-amerikanischen Star-Kantors Shulem Lemmer aus New York etwa besuchten neben der Landtagspräsidentin, Mitgliedern des Landtags sowie des Bürgermeisters auch der Landeshauptmann. Wilfried Haslauer habe sich bei einem persönlichen Gespräch auch als Israel-Freund und -Kenner zu erkennen gegeben. Seinen ersten längeren Aufenthalt nach der Matura hatte Haslauer in Israel verbracht, einem Land, von dem er bis heute angetan ist.

Größter Ansporn in all seinen verschiedenen Tätigkeitsfeldern ist für Elie Rosen, das jüdische Erbe "seiner" Gemeinden in ganz Österreich zu vermitteln: "Ich erachte es als meine Aufgabe, die österreichische Bevölkerung, aber auch Freunde sowie jüdische und nichtjüdische Besucher mit jüdischem Leben, also mit unserem Erbe, vertraut zu machen. Ich will nicht, dass es in Vergessenheit gerät. Denn es gab ein facettenreiches jüdisches Leben vor der Schoa. Juden waren als stolze Österreicher in vielen Bereichen tätig und haben viel für das Land getan. Natürlich haben wir hier in Salzburg mit Max Reinhardt, dem Gründer der Salzburger Festspiele, ein besonderes Beispiel. Aber auch die Familie Mautner mit ihrer Liebe zum österreichischen Brauchtum zählt dazu, oder Rudolf Gomperz, der als Fremdenverkehrspionier des Arlbergs gilt." Nun wagt sich Elie Rosen an die Sanierung der Synagoge heran. Gemeinsam mit Stadt und Land Salzburg möchte der Präsident das 1901 errichtete Gebetshaus der Salzburger Juden wieder zu einem herzeigbaren Kleinod machen.

Elie Rosen war mehr als 21 Jahre Mitglied des Kulturates der IKG Wien und dort Leiter der Finanz- und Personalkommission. Doch aufgrund seiner vielfältigen Tätigkeiten für die jüdischen Gemeinden in ganz Österreich schied er aus dem Vorstand der IKG Wien aus und legte seine Funktionen zurück. Ein Schritt, der ihm schwerfiel, doch brauche er seine ganze Energie, um "dort, wo unser jüdisches Erbe fast erloschen ist, dessen Flammen zum Erleuchten zu bringen".

In der Israelitischen Religionsgemeinschaft (IRG), der Dachorganisation aller Kultusgemeinden in Österreich, ist Elie Rosen einer der zwei Vizepräsidenten. Der Präsident wird von allen Mitgliedern des Vorstandes gewählt, bisher übernahm in der Folge stets der Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG) das Amt - was nicht sein müsste, da die IKG Wien keine Mehrheit im Vorstand hat. Als offizielle Vertretung aller Israelitischen Kultusgemeinden Österreichs verhandelt die IRG mit dem Bund, so auch das neue Österreichisch-Jüdische Kulturerbegesetz (ÖJKG). Diesem

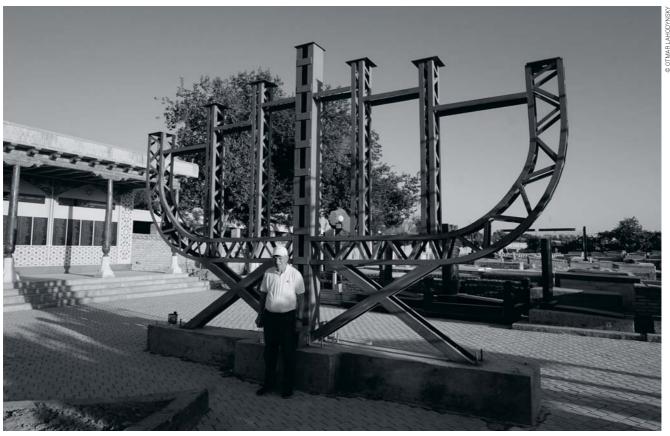
entsprechend bekommen die jüdischen Gemeinden in Österreich jährlich eine Zuwendung von vier Millionen Euro.

Allerdings verbietet das Gesetz dezidiert, dass mit dem Geld religiöse Aktivitäten, der Erhalt oder Ausbau der Infrastruktur gefördert werden. Für kleine jüdische Gemeinden ist es daher schwierig, Gelder für den Erhalt ihrer Infrastruktur, der Betriebskosten sowie Abhaltung von Gebeten (Kantor) abzurufen. "Was nützt es kleinen Gemeinden, wenn sie für tausende Euro jüdisch-jemenitische Bauchtänze abhalten können, aber nicht wissen, wovon sie ihren Strom oder ihren Kantor bezahlen sollen", stellt Rosen dieses Gesetz in Frage.

Frei verfügbar sind nur Einnahmen, die alle Kultusgemeinden nach dem Israelitengesetz erhalten. Hier bekommen die IKG Wien und die Kultusgemeinden in den Bundesländern unterschiedlich hohe Zuwendungen. Für kleine Gemeinden, die in der Regel keinerlei sonstiges Einkommen etwa aus Vermietung und Verpachtung haben (wie die Wiener Kultusgemeinde), ist dies oft die einzige Einnahmequelle. Salzburg steht so ein jährlicher Betrag von rund 70.000 Euro zur Verfügung: damit werden Synagoge, Friedhof, die Mikwe (rituelles Bad), Betriebskosten, Reparaturen, Abhaltung von Gebeten und Feiern finanziert, aber auch Glühbirnen nachgekauft. Ausgaben für Kultur wären mit diesem Minibudget nicht möglich.

"Das sogenannte Österreichisch-Jüdische Kulturerbegesetz fördert zwar den interkulturellen Austausch. Aber es exkludiert Religion als maßgeblichen Faktor jüdischer Kultur und als konstitutives Element jüdischen Gemeindelebens. Kleine jüdische Gemeinden außerhalb Wiens können sich kaum etwas leisten. Das Kulturerbegesetz gibt vor, etwas zu sein, was es nicht ist. Es akzeptiert, dass kleine Gemeinden untergehen werden."

Gelobtes Land an der Seidenstraße



Rabbi und Kantor in Personalunion: Abram Borissovich Iskhakov leitet die kleine jüdische Gemeinde im usbekischen Buchara.

Vor dreißig Jahren lebten in Buchara noch mehr als 20.000 jüdische Menschen. Nun ist die Gemeinde auf zweihundert Jüdinnen und Juden geschrumpft. Aber es kehren auch Menschen aus Israel zurück, weil sie mit dem dortigen Leben nicht zurechtkamen.

VON OTMAR LAHODYNSKY (BUCHARA)

Das kleine jüdische Viertel von Buchara liegt nahe vom Zentrum "Labi Hauz" mit Moschee. Medressen (Koranschulen) und Cafés am Teich. In der Straße nach der Werkstatt des Puppenmachers findet man den Eingang zum jüdischen Gemeindezentrum mit Synagoge. "Wir leben hier in einem islamischen Land, aber trotzdem gibt es hier eine Synagoge, eine jüdische Schule und ein koscheres Restaurant", erzählt Abram Borissovich Iskhakov. Leiter der kleinen jüdischen Gemeinde und Rabbiner im Gespräch mit NU. "Das ist doch ein deutliches Symbol für Toleranz."

Außer dem Schabbat werden jüdische Feste eher selten gefeiert. Die letzte Bar-Mizwa fand vor einem Jahr statt, das letzte Begräbnis vor zwei Jahren. "Es leben nur mehr etwa zweihundert Juden in Buchara Noch vor

dreißig Jahren waren wir 23.000", sagt der 73-Jährige, der hier die Stellung hält, auch wenn seine Frau und Kinder seit Jahren in Israel leben, wo er sie regelmäßig besucht.

Der Exodus begann schon in der Sowjetunion. Über Vermittlung von Bruno Kreisky durften sowjetische Juden ab 1970 über Wien nach Israel auswandern. Die PLO versuchte dies 1973 mit einer Geiselnahme am Grenzbahnhof von Marchegg zu stoppen. Die sowjetischen Juden fuhren immer per Bahn über Bratislava weiter nach Wien, weil der Kreml direkte Flüge nach Israel oder Wien abgelehnt hatte. Der Terroranschlag verlief unblutig. Kreisky, der zu Palästinenser-Chef Arafat gute Kontakte pflegte, versprach, das Transitlager im Schloss Schönau in Niederösterreich zu schließen. Trotzdem kamen weiterhin.

Gruppen von Juden aus der Sowjetunion nach Wien, insgesamt 70.000. Die meisten emigrierten nach Israel, andere in die USA.

In Usbekistan gebe es keine Anfeindungen oder Probleme, beteuert Iskhakov. "Für uns Juden ist es hier heute tausend Mal besser als in der Sowjetunion bzw. in Russland." Oft würden Besucher, die Buchara verlassen hätten und für einen Besuch heimkehrten, erstaunt feststellen, dass es hier so viel religiöse Toleranz gebe. Das liege vor allem an der Politik des seit 2016 regierenden und gerade wiedergewählten Staatspräsidenten, Schawkat Mirsijojew, mit dem er einen guten Kontakt pflege. Dessen Gattin sei schon hier zu Besuch gewesen.

Buchara weist imposante Moscheen und Medressen aus dem 12. bis 15. Jahrhundert auf. Auch die kleine Synagoge bewahrt zwei wertvolle, über tausend Jahre alte Torarollen, deren Texte auf Tierleder geschrieben wurden, in einem Schrank auf. Iskhakov weist darauf hin, dass hier in der UNESCO-Welterbe-Stadt an der antiken Seidenstraße schon seit dem 6. Jahrhundert v.d.Z. Juden ansässig waren. Viele von ihnen wurden damals nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem nach Babylon vertrieben und gelangten von dort weiter nach Persien und nach Buchara. Dort übten

viele das Gewerbe der Geldwechsler aus, für die es einen eigenen Basar gab.

Im großen jüdischen Friedhof am Rande der Stadt sind die ältesten Gräber über tausend Jahre alt. Seit der Unabhängigkeit Usbekistans im Jahre 1991 wurden religiöse Denkmäler wieder restauriert.

Der Friedhof wurde mit staatlicher Hilfe in der Höhe von 150.000 Dollar instandgesetzt. Die einige tausend Personen umfassende Wiener Buchara-Gemeinde spendete mehr als 5.000 Dollar, die Namen der Spender stehen auf einer großen Ehrentafel. Viele von ihnen kamen in den 1970er und 80er Jahren aus Israel zurück nach Wien, wo ihnen aber eine Rückkehr in die Sowjetunion verwehrt wurde. Die Kultusgemeinde unterstützte sie bei ihrem Neustart. Der Begriff "Bucharische Juden" gilt für alle Juden aus Zentralasien.

Stolz zeigt Rabbi Iskhakov Fotos mit Prominenten aus aller Welt her. Die frühere US-Außenministerin Madeleine Albright war 2001 in Buchara zu Besuch. In der jüdischen Schule sang damals ein usbekisches Mädchen, eine Muslima, ein Lied auf hebräisch für den Gast. Denn nur mehr zwanzig von vierhundert Schülerinnen und Schülern der auch bei Muslimen beliebten Bildungseinrichtung sind jüdisch. Auch Hillary Clinton kam später

mit der First Lady Usbekistans hierher, oder Christine Lagarde, die heute die Europäische Zentralbank leitet.

Das jüdische Leben in Buchara ist trotz der überschaubaren Gemeinde recht aktiv. Einmal in der Woche wird koscheres Fleisch aus der Hauptstadt Taschkent herangeschafft. Das traditionelle, ungesäuerte Matze-Brot wird aus Europa importiert. Es gibt ein koscheres Restaurant. Schwierig ist es, einen Experten für die vorgeschriebene Beschneidung von männlichen Babys zu finden, doch Geburten sind in der jüdischen Gemeinde ohnehin selten. Allerdings kehrten vor einigen Jahren fünf jüdische Familien aus Israel nach Buchara zurück. Sie hätten sich mit dem Leben in Israel nicht zurechtgefunden. "Eine Rückkehrer-Familie hat hier einen Friseurladen aufgemacht, andere ein Café, manche versuchen sich in der IT-Branche", erzählt Iskhakov.

"Jetzt möchte ich gerne einen gemeinsamen Besuch von US-Präsident Joe Biden mit Chinas Staatschef Xi Jinping organisieren", verrät der Rabbiner von Buchara selbstbewusst, wenn auch ein wenig verschmitzt seinen wohl unrealistischen Plan. Zum Abschied singt er ein traditionelles Lied über Israel. Denn er hat noch eine weitere Funktion in der Gemeinde: Er ist auch Kantor und Chorleiter.





Einheit oder Krieg

KOMMENTAR VON RONALD S. LAUDER

blicherweise mischen wir Juden in der Diaspora uns nicht in die israelische Politik ein. Wir fühlen uns Israel verbunden und verpflichtet. Aber wir halten uns zurück, denn es sind nicht unsere Söhne und Töchter, die ihr Leben für das Überleben und Wohlergehen der jüdischen Nation riskieren.

Aber jetzt steht Israels Zukunft auf dem Spiel. Der einzige jüdische Staat der Welt sieht sich einer unmittelbaren und existenziellen Gefahr gegenüber. Eine Kombination nie dagewesener äußerer und innerer Bedrohungen hat das Land an den Rand des Abgrunds gebracht. Die äußere Bedrohung hat drei Komponenten: Innerhalb des letzten Jahres hat der Iran sich zu einer Beinahe-Nuklearmacht entwickelt. Bald kann er die Weltordnung bedrohen - und Israel. Die Hisbollah wächst zur gefährlichsten Terroroganisation der Welt heran. Ihre Raketen können Haifa, Tel Aviv und Jerusalem erreichen. Im Westjordanland wird die Palästinensische Autonomieverwaltung von der Hamas und anderen radikalen Kräften unterminiert. Das Gebiet versinkt in Chaos und Gewalt. Natürlich ist Israel stark. Wenn notwendig, wird es kämpfen und gewinnen. Dennoch schafft die Kombination dieser drei Bedrohungen

eine Realität in der Region. Die Gefahr eines Mehrfrontenkrieges ist so groß wie seit Jahrzehnten nicht mehr.

ber auch im Inneren sieht Israel sich einer dreifachen Bedrohung gegenüber. Die von Justizminister Jariv Levin initiierte Justizreform hält die politische Rechte für unverzichtbar, die Linke für eine Bedrohung der israelischen liberalen Demokratie. Die Abhängigkeit der Regierungskoalition von ultraorthodoxen und ultranationalistischen Parteien hindert Premierminister Benjamin Netanjahu daran, seine moderat konservativen Politikvorstellungen umzusetzen. Gleichzeitig entfremdet die innere Spaltung die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in Israel voneinander. Diese drei Dimensionen der inneren Bedrohungen öffnen alte Wunden und säen Hass. Sie bringen die israelische Gesellschaft in den Strudel eines internen Konflikts, den es in diesem Ausmaß seit dem 15. Mai 1948 nicht mehr gegeben hat. Israel ist eine außergewöhnliche, großartige Nation. Die Gründung des jüdischen Staates nach dem Holocaust und sein spektakulärer Erfolg in den vergangenen 75 Jahren machen das Land zu einem wirklichen, von Menschen gemachten, Wunder. Aber nun ist Israel in Gefahr. Die Entwicklungen des laufenden Jahres unterspülen das gesellschaftliche Fundament des

Staates und gefährden die nationale Sicherheit. Während Extremisten auf ihre anti-liberalen Gesetzesinitiativen bestehen, verweigern Tausende von Reservisten, darunter Hunderte von Piloten, den Dienst in der Armee. Vor dem Hintergrund dieser schwerwiegenden Entwicklung warnt der ehemalige Generalstabschef Gadi Eisenkot, dass Israel heute verwundbarer sei als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt seit dem Überraschungsangriff seiner Nachbarn an Jom Kippur 1973.

as ist der Grund, weshalb ich nicht länger schweigen kann. Ich sehe, wie Israel sich selbst zerfleischt, während seine Feinde an Stärke gewinnen. Deshalb fühle ich mich verpflichtet, laut und deutlich meine Warnung auszusprechen. "Ein in sich selbst uneiniges Haus kann nicht bestehen", erklärte Abraham Lincoln vor dem amerikanischen Bürgerkrieg.

Auch Israel kann nicht bestehen, wenn es uneins ist. Wir Juden müssen aus unserer tragischen Geschichte lernen. Wir sind verpflichtet, nicht die Fehler der Vergangenheit zu wiederholen, als interne Streitigkeiten zur Zerstörung des ersten und zweiten Tempels geführt haben. Wir Juden in der Diaspora und in Israel haben gemeinsam die Verpflichtung, die Zukunft des dritten Tempels zu bewahren. Es gibt nur einen Weg, die

vielschichtige Krise zu überwinden: nationale Geschlossenheit. So wie die Israelis am Vorabend des Kriegs von 1967 ihre Streitigkeiten hintangestellt haben, so müssen sie es auch heute tun. Und es sind drei Männer, die diese Einigkeit erreichen können: Benjamin Netanjahu, Jair Lapid und Benni Gantz.

ie Verantwortung der Geschichte ruht auf den Schultern dieser drei Führungspersonen. Deshalb müssen sie sich sofort zusammensetzen und offen über die alarmierende Situation des Landes sprechen. Sie müssen persönliche Ambitionen und politische Unterschiede überwinden, um eine starke und stabile Regierung in Zeiten des Notstands zu bilden.

Im Laufe seiner Geschichte hat Israel Wunder vollbracht. Es hat die Wüste zum Blühen gebracht und einen sicheren Hafen für Millionen jüdischer Überlebender und Flüchtlinge geschaffen. Es hat die meisten seiner Feinde besiegt und Frieden mit sechs

arabischen Staaten geschlossen. Aber das Problem unserer Zeit und unserer Generation ist die innere Zerrissenheit. Der einzige Weg ihr zu begegnen, ist die Erneuerung der Allianz der großen zionistischen Kräfte. Wir dürfen nicht warten, bis wieder Gewalt ausbricht. Es reicht nicht, nur dann zusammenzustehen, wenn wir angegriffen werden. Wir müssen verstehen, dass nur eine Koalition der gemäßigten Kräfte Israel aus dem Würgegriff der Eiferer und Fanatiker befreien kann. Nur nationale Einheit kann die Nation vorbereiten für eine außergewöhnliche Belastungsprobe von außen, die ihr demnächst bevorstehen kann.

n dieser kritischen Weggabelung richten sich die Augen der Juden aus aller Welt auf den jüdischen Staat. Wir beten für sein Überleben und bitten ihn inständig, die Wunden zu heilen, die ihn im Inneren zerreißen. Deshalb wende ich mich als Vorsitzender des Jüdischen

Weltkongresses an Netanjahu, Lapid und Gantz. Sie müssen sich ihrer historischen Verantwortung stellen. Als Jude, der die drei gut kennt und der Israel liebt, sage ich ihnen, es gibt keine andere Chance. Nicht nur die jüdische Diaspora, sondern auch die überwiegende Mehrheit der Israelis – sowie 3000 Jahre jüdischer Geschichte – fordern den jüdischen Staat zur Einheit auf. Die Bedrohung ist da: Einheit oder Krieg.

Ronald S. Lauder ist Präsident des World Jewish Congress



Israel vor Staatskrise



Die Proteste gegen den Justizumbau der rechtsreligiösen Regierung von Benjamin Netanjahu haben auch im Sommer angehalten. Ende Juli beschloss die Knesset das entsprechende Gesetz.

Trotz Massenprotesten hat die rechtsreligiöse Regierung den ersten Teil der Justizreform in der Knesset durchgesetzt. Wenn das Höchstgericht dieses Gesetz beeinspruchen sollte, droht eine Verfassungskrise, oder Schlimmeres.

VON OTMAR LAHODYNSKY

In der Knesset haben die Parteien der rechtsreligiösen Regierung von Premier Benjamin Netanjahu am 24. Juli die Rechte des Höchstgerichts eingeschränkt, mit 64 von 120 Stimmen. Die gesamte Opposition verließ zuvor unter "Schande!"-Rufen den Plenarsaal. Damit wurde die sogenannte "Angemessenheitsklausel", mit der das Höchstgericht Gesetze und Personalentscheidungen prüfen und ablehnen konnte, abgeschafft. Ende 2022 hat es auf diese Weise die Bestellung des vorbestraften Vorsitzenden der Schas-Partei, Arje Deri, zum Innenminister verhindert.

Mit Spannung wurde nun eine Entscheidung des Höchstgerichts zu diesem Gesetz erwartet, mit dem es im September selbst über die von der Regierung beschlossenen Einschnitte in die eigene Kompetenz entscheidet: Schränkt es die Grundgesetze, welche in Israel an Stelle einer Verfassung gelten, zu stark ein, wie die Gegner der Justizreform behaupten? Anhänger der Rechts-Regierung argumentieren genau umgekehrt.

Die Justiz dürfe sich in Regierungsbelange nicht mehr einmischen. So soll es dem israelischen Parlament künftig möglich sein, mit einfacher Mehrheit Gesetze per Beharrungsbeschluss durchzudrücken, auch wenn diese zuvor vom Höchstgericht als verfassungswidrig abgelehnt wurden. Die Regierung soll auch Mitsprache bei der Ernennung von Richtern erhal-

Vieles erinnert an Polen oder Ungarn, wo rechtsgerichtete Regierungen ebenfalls zuerst die unabhängige Justiz ans Gängelband nahmen.

ten. Demokratische Kräfte sehen darin einen Versuch der rechts-religiösen Regierung, Israel in einen autoritär geführten Staat umzubauen. Der bekannte Historiker Yuval Noah Harari warf Netanjahu einen "Staatsstreich" vor.

Vor dem umstrittenen Beschluss gingen in Israels Städten wieder zehntausende Demonstrantinnen und Demonstranten auf die Straße. Tausende Reservisten der Armee haben angedroht, aus Protest gegen die Pläne der Regierung nicht mehr zum Dienst zu erscheinen. Am 25. Juli erschienen viele israelische Tageszeitungen mit schwarzen Titelseiten. "Ein schwarzer Tag für Israels Demokratie" stand darunter. Zum Jubel der Abgeordneten der Regierungsparteien merkte Oppositionspolitiker Jair Lapid giftig an: "Was feiert ihr da? Das Ende des einzigen jüdischen Staates?" Die Aktienmärkte in Israel reagierten mit Kursstürzen, der Schekel befand sich im Sturzflug.

Wenn das Höchstgericht den ersten Teil der Justizreform tatsächlich beeinspruchen sollte, etwa als unzulässigen Eingriff in die Gewaltenteilung, dann steht Israel vor einer veritablen Staatskrise. Der frühere Premierminister Ehud Olmert warnte sogar vor einem Bürgerkrieg, ausgelöst durch "zivilen Ungehorsam mit allen Konsequenzen für die Stabilität des Staates und die Handlungsfähigkeit der Regierung", so der Likud-Politiker, der wegen Korruption zu einer Haftstrafe verurteilt wurde. Einen ähnlichen Prozess gegen ihn will Netanjahu auch mit Hilfe der Justizreform mit allen Mitteln verhindern.

Vieles erinnert an Polen oder Ungarn, wo rechtsgerichtete Regierungen ebenfalls zuerst die unabhängige Justiz ans Gängelband nahmen. Doch während beide EU-Staaten genau deshalb Strafverfahren und Kürzungen

bei EU-Förderungen erleben, gibt es in Israel keine übergeordneten Institutionen. Der engste Verbündete, die USA, hat bis jetzt in den Konflikt nicht eingegriffen, sieht man davon ab, dass Netanjahu noch immer auf eine Einladung ins Weiße Haus wartet. Joe Biden empfing im Juli nur den israelischen Staatspräsidenten Izchak Herzog und verwies auf die Bedeutung von Demokratie und Menschenrechten. Aber er bekannte sich weiterhin zur Unterstützung Israels durch die USA, auch gegen die atomare Bedrohung durch den Iran.

Spur der Zerstörung

Gleichzeitig dreht sich die Spirale der Gewalt in Israel und im besetzten Westjordanland sowie im Gaza-Streifen weiter. Anschläge von palästinensischen Extremisten in Israel lösten im Juli einen Einsatz der israelischen Armee im Flüchtlingslager von Dschenin im Westjordanland aus. Bei der Razzia – die Armee hinterließ eine Spur der Zerstörung – wurden zwölf Palästinenser getötet. Die Armee erklärte, sie habe umfangreiche Lager von Waffen und Bomben gefunden.

Doch die Eskalation von Gewalt liegt zu einem großen Teil an der neuen Regierung Netanjahus, die die jüdische Besiedlung des Westjordanlandes und Ostjerusalems massiv vorantreibt. Die Gewalt radikaler Siedler gegen Palästinenser nimmt stetig zu. Zugleich verliert die Palästinensische Autonomiebehörde zunehmend die Kontrolle über Teile des von ihr verwalteten Gebietes. Populäre lokale Milizen in Städten wie Dschenin oder Nablus propagieren offen den bewaffneten Widerstand. Manche Experten rechnen schon mit einer neuerlichen Intifada.

Nach jedem Anschlag fordert der rechtsradikale Polizeiminister Itamar Ben-Gvir, dass mehr Israelis Waffen tragen und verwenden sollten. Anfang Juli fuhr ein 20-jähriger Palästinenser in Tel Aviv mit dem Auto in Passanten und stach anschließend auf Menschen ein. Es gab mehrere Schwerverletzte. Der Täter wurde von einem bewaffneten Zivilisten erschossen. Ben-Gvir sagte, der Vorfall zeige, wie "wichtig und effektiv" die Bewaffnung von Zivilisten sei.

Israels Politiker und Bürger haben immer stolz darauf hingewiesen, dass ihr Land die einzige Demokratie im Nahen Osten sei. Zum 75. Geburtstag erlebt Israel nun eine tiefe Spaltung und Auseinandersetzungen, die im schlimmsten Fall in einen Bürgerkrieg münden könnten, wie besorgte Bürger warnen. Die Anhänger der rechtsreligiösen Regierung verlangen dagegen eine Entmachtung der ihrer Meinung nach linken Bollwerke in der Justiz und fordern dazu ein härteres Vorgehen gegen Palästinenser und den Bau von noch mehr jüdischen Siedlungen in den seit Jahrzehnten besetzten Gebieten im Westjordanland.

Sorgen löste zuletzt auch der Plan der Regierung aus, Budgetmittel von der Wissenschaft zu religiösen Einrichtungen umzuleiten. Nach einem Arbeitspapier der israelischen Koalition sollen Gelder umverteilt werden, von der Wissenschaft hin zu religiösen Bildungsstätten. Die Regierung könnte einfach Forschungsfelder austrocknen und dafür andere Forschungsthemen gezielt unterstützen. Dies passierte beispielsweise in den USA, als Ex-Präsident Donald Trump während seiner Amtszeit die Forschung zu Umweltthemen massiv zurückgefahren hatte. In Israel würde eine solche Budget-Umschichtung aber auch eine Änderung in der Gesellschaft herbeiführen: eine Stärkung des religiösen Lagers auf Kosten der liberal-säkularen Schichten.

Schiefe Aushängeschilder



Der Matam Park am südlichen Stadtrand von Haifa ist der größte Hightech- und Gewerbepark in Israel. Nun könnten die Investitionen gebremst werden.

Die Proteste könnten auch Israels Wirtschaftswachstum schwächen. Die drei großen Ratingagenturen haben bereits Bedenken hinsichtlich des politischen Kurses der Regierung geäußert.

VON NINI SCHAND

"Das Hauptproblem für externe Investoren, die sich mit Israel befassen, ist derzeit die Ungewissheit", sagt Hamish Kinnear, leitender Analyst für den Nahen Osten und Nordafrika beim britischen Risiko- und Strategieberatungsunternehmen Verisk Maplecroft. Die Stärke der israelischen Wirtschaft liegt im Hightech-Sektor.

Doch Investoren und Analysten zeigten sich laut Nachrichtenagentur Reuters irritiert über die anhaltenden Proteste der Zivilbevölkerung anlässlich der von Ministerpräsident Benjamin Netanjahu durchgesetzten Justizreform. Eine der Folgen könnte eine herabgestufte Kreditwürdigkeit sein. Auch ausländische Investitionen könnten zurückgehen, so Reuters.

Schon Ende Juli hat der Schekel innerhalb einer Woche mehr als zwei Prozent zum US-Dollar verloren, insgesamt summieren sich die Einbußen seit Bekanntwerden der Reformpläne auf über neun Prozent. Die Unsicherheit über die weitere Entwicklung lässt den Aktienmarkt in Israel schwächeln. Weil inländische Anleger den Markt meiden, blieb der Aktienindex für Israel seit Jahresanfang um rund 14 Prozent hinter den wichtigsten globalen Aktienindizes, wie dem MSCI All Country World, zurück. Allerdings blieben, anders als befürchtet, die ausländischen Investitionen in israelische Aktien aufgrund der überzeugenden Wirtschaftslage stark.

Der Anteil weltweiter Fonds mit einem Engagement in Israel lag bei 35,5 Prozent – und damit auf dem höchsten Stand seit 2017. Die niedrige Inflation im Vergleich zu ähnlichen Ländern habe die Investitionen begünstigt, aber weitere Proteste könnten den Zufluss von Geldern beeinträchtigen, sagt Analyst Kinnear.

Die Proteste könnten auch Israels Wirtschaftswachstum schwächen. Würden die innenpolitischen Spannungen nicht gelöst, könne das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts. anders als erwartet, heuer nur ein Prozent und kommendes Jahr 1,6 Prozent betragen. "Israel ist grundsätzlich immer noch ein sehr attraktives Investitionsobjekt", sagt Roger Mark, Analyst für festverzinsliche Wertpapiere beim Fondsmanager Ninety One. Das Problem sei die Justizreform. Viele Investoren und Ratingagenturen hätten erwartet, dass die Regierung die Reform in größerem Umfang abschwäche. Nun könnten Anleger das Land meiden. Die größte Sorge ist, dass die Investitionen in Israels Technologiesektor gebremst werden könnten. Schließlich gilt dieser Sektor als Aushängeschild der Wirtschaft und erwirtschaftet fast ein Fünftel des BIP, mehr als die Hälfte der Exporte und ein Viertel der Einkommensteuereinnahmen des Lan-

Kapitalbeschaffung

Die Kapitalbeschaffung von Technologieunternehmen war im zweiten Quartal bereits um 65 Prozent eingebrochen. Auch die Kreditwürdigkeit des Landes steht auf dem Prüfstand. Alle drei großen Ratingagenturen -S&P Global, Moody's und Fitch - haben Bedenken hinsichtlich des politischen Kurses der Regierung geäußert. "Es würde mich nicht überraschen, wenn die Ratings oder zumindest die Aussichten für die Ratings gesenkt würden", sagt Natalia Gurushina, Chefvolkswirtin für Schwellenländer beim Fondsmanager VanEck. "Die neuen Gesetze könnten zu einer erheblichen institutionellen Verschlechterung führen und möglicherweise Kapitalzuflüsse in Bereiche wie den Technologiesektor beeinträchtigen."



"Man braucht keine Kippa zu tragen, um ein guter Jude zu sein." David Stav plädiert für ein offenes Miteinander, um die Spaltung der israelischen Gesellschaft zu überwinden.

"Wir sind Juden. Wir glauben an Wunder"

Die Organisation Tzohar möchte eine Brücke zwischen säkularen und religiösen Israelis schlagen. Auslöser für die Gründung 1995 war die Ermordung von Jitzchak Rabin. Einer der Gründerväter und der heutige Leiter ist Rabbiner David Stav (Rav Stav). Ein Gespräch über damals und heute.

VON DANIELLE SPERA (TEL AVIV)

NU: Fast 30 Jahre nach der Ermordung von Jitzchak Rabin scheint die Kluft in Israel heute noch größer geworden zu sein. Wie schätzen Sie das ein?

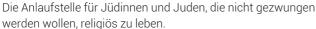
Rav Stav: Wir fühlten damals, genau wie heute, dass die Kluft groß ist und die israelische Gesellschaft in kleine Teile aufgesplittert werden könnte. Es war uns klar, dass wir handeln müssen. Und dass die Politik Handlungsbedarf hat. Aber wir sind keine Politiker, wir sind Rabbiner, manche von uns stehen links, andere rechts. Doch darum geht es derzeit nicht. Heute geht es vor allem um Identität: Sind wir Juden, sind wir Israelis, was ist unsere Verbindung zu den jüdischen Werten, zu den demokratischen Wer-

ten in unserem Land? Das steht heute im Fokus der Spannungen.

Wie widmen Sie sich diesem Problem?

Was uns am wichtigsten erscheint, wenn es etwa um die Trennung von Religion und Staat geht, ist das Thema Heirat. Anders als in Österreich gibt es in Israel keine Zivilehe. Das heißt, dass viele Israelis nicht so heiraten können, wie sie möchten. Da geht es nicht um das Ritual, sondern darum, dass sie daran gehindert werden zu heiraten, wenn sie z. B. einen nichtjüdischen Partner oder Partnerin haben. Das hat einen Bruch in der israelischen Gesellschaft ausgelöst. Daher haben wir eine Gruppe von mehreren hundert







Rav Stav ist auch Oberrabbiner von Shoham. Hier mit Danielle Spera in seinem Büro in der Stadt nahe Tel Aviv.

Rabbinern gegründet, die Zeremonien durchführen. Gleichzeitig helfen wir Neueinwanderern dabei, Nachweise ihrer jüdischen Herkunft zu erbringen, damit sie heiraten können. Seither sind wir die erste Adresse für viele Themen, bei denen das israelische Rabbinat nicht weiterhilft. Wir sind die Anlaufstelle für Juden, die nicht gezwungen werden wollen, religiös zu leben. Wir respektieren jeden Menschen, der in diesem Land leben will, egal ob er religiös ist oder nicht.

Heute ist die Situation aus anderen Gründen angespannt, die Spannungen in der Gesellschaft haben sich auf die aktuelle Politik verlagert. Hat sich die Lage seit der Ermordung von Rabin noch verschärft?

Ich glaube ja. Wenn sie mir diese Frage vor einem Jahr gestellt hätten, wäre meine Antwort eine andere gewesen. Israel befindet sich heute, im Sommer 2023, dort, wo es ein paar Mo-

nate nach Rabins Ermordung im Winter 1995 war. Nicht auf Grund ähnlicher Ereignisse, doch auf Grund ähnlicher Phänomene. Unter den derzeitigen Vorzeichen sind viele Israelis der Meinung, sie könnten nicht mit den anderen zusammenleben. Viele Israelis haben das Gefühl, dass dieses Land unter bestimmten Umständen nicht mehr ihre Heimat sein kann. Das bedeutet eine reale Gefahr.

Können Sie das bitte präzisieren?

Dafür gibt es viele Ursachen. Die Justizreform ist kein Grund, sondern eine Ausrede. Allerdings hat sie etwas zum Ausdruck gebracht, das schon lange in der Gesellschaft gärt. Jetzt stellen wir fest, dass die säkulare Gesellschaft nicht mehr die Mehrheit im Land hat. Nun geht es darum, dass beide Seiten akzeptieren, dass sie einen Anspruch auf ihre Werte haben. Wir sind heute an einem wichtigen Kreuzungspunkt. Es wäre an der Zeit, dass alle Repräsentanten der verschiedenen Gruppierungen sich an einen Tisch setzen und einen neuen Bund entwerfen. Was macht uns zu einer Nation? Wie können wir am besten zusammenleben, was sind die Regeln dafür und wo sind die Grenzen? Wo ist unsere Verantwortung für unsere Mitmenschen? Dazu brauchen wir zumindest eine Art von Verfassung. Auch wenn ich nicht glaube, dass so etwas niedergeschrieben werden könnte, aber wir müssen darüber offen reden. Wir werden als Gesellschaft nicht überleben können, wenn ein großer Teil der Staatsbürger keinen Militärdienst leistet oder nicht arbeitet, während alle anderen das sehr wohl tun. Israel befindet sich in einem heiklen Moment in seiner Geschichte.

Sehen Sie eine positive Entwicklung, eine Lösung?

Realistisch gesehen nein. Doch wir gehören dem jüdischen Volk an. Wir

21

glauben an Wunder. Aber schauen wir uns die Zahlen und Fakten an, da sehe ich nicht einmal am fernen Horizont die Möglichkeit einer Lösung. Jede der Fraktionen muss einige ihrer Träume aufgeben. Aber das wird nicht so leicht geschehen.

Es gibt ja viele Ideen, etwa dass religiöse Israelis statt Militärdienst Sozialdienst leisten

Es gebe unzählige Möglichkeiten für eine Lösung. Doch dafür braucht es die Bereitschaft. Ich glaube fest daran, dass zwei Menschen, wenn sie zu einer Einigung kommen wollen, einen Weg finden. Wenn sie nicht zu einer Einigung kommen wollen, werden sie alle Ausreden haben. Keine der beiden Seiten ist zu einem Kompromiss bereit. Auch bei der Justizreform könnte innerhalb einer halben Stunde ein Kompromiss gefunden werden. Aber auch hier braucht es die Bereitschaft zur Einigung. Bis jetzt besteht aber kein Interesse für eine solche, daher kommt es auch nicht dazu.

Könnte Tzohar als Mediator fungieren?

Wir sind Teil verschiedener Gruppen, die daran glauben, dass es zu einer einigenden Koalition kommen muss. Die meisten wollen das. Aber das ist die schweigende Mehrheit. Wir müssen unsere Stimme erheben, das tun wir bei Tzohar vom jüdischen Standpunkt aus, denn wir sehen die Gefahr, die die Spaltung im Land in sich birgt. Ich kann von einer jüdischen Katastrophe sprechen, denn ich fürchte, es werden künftig viele säkulare Israelis das Land verlassen. Die meisten haben ohnehin schon die Verbindung zum Judentum verloren. Das ist eine schreckliche Entwicklung.

Wenn wir auf die verschiedenen Gruppierungen in Israel schauen, wo steht Tzohar?

Etwa 40 Prozent der Israelis sind nicht religiös, der Rest ist aufgeteilt auf traditionell Lebende, die Orthodoxie, die Ultraorthodoxie und den Chassidismus. Wenn wir jetzt über die Bedeutung des Rebben sprechen oder die traditionelle Kleidung, sind wir nicht chassidisch. Aber wenn wir über eine Bewegung sprechen, die ihre Hand nach allen ausstreckt, ohne über sie zu richten oder sie zu bewerten, dann sind wir sehr chassidisch. Das war auch der Ursprungsgedanke des Chassidismus. Man braucht kein Gelehrter sein, kein Jeschiwe Student, um eine Verbindung zu Gott herzustellen. Wir sagen, man braucht keine Kippa zu tragen, um ein guter Jude zu sein. Wir sind alle Söhne und Töchter Gottes. Wir sollen stolz darauf sein und diese Verbindung aufrechterhalten. Das sollen wir unseren Kindern weitergeben. damit sie erkennen, wie wichtig unsere Traditionen sind. Das ist die Aufgabe von Tzohar, wir wollen zeigen, wie vielfältig unsere Traditionen sind und wie reichhaltig und sinnvoll.

Warum tun sich die säkularen mit den traditionellen und religiösen Israelis so schwer?

Es wäre ein Fehler, alle Religiösen in einen Topf zu werfen, da gibt es viele Unterschiede. Allerdings gehen die meisten nicht in die Armee und vermutlich die Hälfte arbeitet auch nicht, das sind Fakten. Im Alltag ist es kompliziert. Säkulare wollen nicht in der Nähe von Religiösen leben. Es geht so weit, dass verschiedene Gemeinden keine religiösen Bezirke wollen, denn die Religiösen sind nicht tolerant. Es beginnt mit der Kleidung bis hin zum Autofahren am Schabbat, das sind dann Streitpunkte, oder auch die Gemeindeabgaben, die von den Religiösen nicht bezahlt werden, weil sie nichts verdienen. Religiöse Gemeinden verändern den Charakter

von Orten und Städten, vor allem auch dadurch, dass sie stark wachsen.

Jetzt zeichnen Sie ein dunkles Bild. Wie gelingt es Ihnen, eine positive Botschaft an die Jugend und ihre Anhängerschaft zu vermitteln?

Nein, ich zeichne kein dunkles, sondern beschreibe ein realistisches Bild der israelischen Gesellschaft. Ich glaube, dass es Veränderungen geben wird. Die Säkularen werden sich verändern müssen, und die Religiösen können nicht so abgeschlossen und separiert bleiben. Es muss zumindest kleine Veränderungen geben. Wie, das weiß ich auch nicht, denn ich bin kein Prophet. Aber ich weiß, dass beide Seiten zumindest ein bisschen aufeinander zugehen müssen, wenn wir weiter miteinander leben wollen. Aber auch hier glaube ich an ein Wunder. Wir als Juden haben in unserer Geschichte schon viel größere Krisen gemeistert.

Welche Rolle spielen in dieser Hinsicht die Palästinenser?

Dass wir jetzt gar nicht über die Palästinenser gesprochen haben, ist kein Zufall. Wenn Sie heute in der israelischen Gesellschaft nachfragen, welche Priorität das Palästinenserthema hat, dann kommt es unter den ersten fünf Punkten gar nicht vor. Hier geht es um die Lebenshaltungskosten, die Justizreform oder um die Kriminalität in der arabisch-israelischen Gesellschaft. Das heißt nicht, dass das Problem nicht besteht. Müssen wir uns damit beschäftigen? Ja. Aber wir sehen, dass die Palästinenser keine Lösung wollen: und solange es keine Lösung gibt, müssen wir so leben, bis es zu einer Lösung kommt. Bin ich optimistisch? Ja. Denn wir haben damit 75 Jahre gelebt, daher werden wir weitere 75 Jahre damit leben können. Allerdings, wenn wir heute auf die israelische Gesellschaft schauen, müssen wir rasch zu einer Lösung kommen.

"Ich zeichne kein dunkles, sondern beschreibe ein realistisches Bild der israelischen Gesellschaft. Ich glaube, dass es Veränderungen geben wird. Die Säkularen werden sich verändern müssen, und die Religiösen können nicht so abgeschlossen und separiert bleiben."

Dossier: Chassidismus

"Das Ziel des Chassidismus war, die Trennung zwischen den Gelehrten und den einfachen Leuten zu brechen."

(Akiva Weingarten)

Leben in Freude und Begeisterung



Chassidische Gläubige aus aller Welt finden sich im polnischen Leżajsk/Lyschansk ein, um dem Jahrestag des Todes von Rabbi Elimelech, Zaddik und einer der Begründer des Chassidismus in Galizien, zu gedenken.

Der Chassidismus ist die wichtigste und machtvollste Religionsbewegung des Judentums in der Diaspora – auch in der jüngeren europäischen Geschichte. Ein geschichtlicher Abriss.

VON FRITZ RUBIN-BITTMANN

Gegründet wurde der Chassidismus in Osteuropa etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Israel ben Elieser was "Herr des guten Namens" bedeutet. Was wiederum bedeutet, dass Israel ben Elieser ein Mensch war, dem das Volk vertraut hat, der die Sorgen und Nöte der Menschen kannte, sie ernst nahm und ihnen einen neuen Weg wies, um sinnvoll und in Freude leben zu können

Zentral im Chassidismus sind Begeisterung am Leben und Weltverbundenheit mit den einfachen Leuten: Gottesliebe führt zu Menschenliebe. Der einfache Jude konnte im Chassidismus jenen gesellschaftlichen Rang erklimmen, der im talmudischen Ju-

dentum nur dem Gelehrten vorbehalten war.

"Chassid" heißt übersetzt so viel wie (ca. 1700-1760), dem Baal Schem Tow, "der Fromme" und wird vom hebräischen Wort "Chessed" (Liebe, Gnade und Gutes tun) abgeleitet. Chassidismus gab es als Bewegung bereits vor dem osteuropäischen Judentum, in der Antike. In den Psalmen und den Sprüchen der Propheten wird König David als Chassid bezeichnet. Es gibt auch Stellen in den Psalmen, in denen es heißt, dass G'tt ein Gerechter, ein Zaddik in Seinen Wegen und ein Chassid in Seinen Werken sei.

> Im Chassidismus des Israel ben Elieser steht die Freude am Dasein und die Heiligung des Alltags im Zentrum. Mit jeder Handlung und Tat, sei

es Arbeit, Essen, Schlafen und Beten, kann man dem Ewigen dienen, die verstreuten Funken der "Schechina", die Funken der verborgenen Göttlichkeit, erlösen und durch Nächstenliebe zur wahren Gottesliebe gelangen.

Israel ben Elieser verlor früh seine Eltern und kam zu fremden Leuten. Als Kind war er gern und viel in der Natur, was im Gegensatz zu den Gepflogenheiten jüdischer Kinder stand, die schon mit drei Jahren einen Cheder, eine jüdische Schule, besuchten. Als junger Mann betätigte er sich in verschiedenen Berufen, unter anderem als Schullehrer und als Schoichet, also als Schlächter. Weil er in der Pflanzenheilkunde bewandert war, konnte er vielen helfen, die sich mit ihren Gebrechen an ihn wandten. Die Menschen vertrauten ihm, und er wurde zum Schiedsrichter seiner Umgebung erkoren.

Aus der Verborgenheit

Im jüdischen Volksglauben gibt es die Vorstellung, dass die Welt in jeder Generation 36 Gerechte hat. Sie heißen "Lamed Waw" (der hebräische Buchstabe Lamed hat den Zahlenwert 30 und der Buchstabe Waw den Wert sechs). Der Fortbestand der Welt basiert auf der Existenz dieser Lamed Wawniks, die aber selbst nicht wissen, dass sie diesem Kreis angehören. Die Verborgenen können jeder Art von Beruf nachgehen, Arzt, Lehrer, Bauer oder Kaufmann sein.

In seinem sechsunddreißigsten

Lebensjahr trat der Baal Schem Tow aus seiner Verborgenheit hervor und bot sich den Menschen als Helfer dar. Im Judentum gibt es den Begriff des "Zaddik", was so viel wie "der Bewährte" oder "der Gerechte" bedeutet. In den Psalmen heißt es: "Der Zaddik ist das Fundament der Welt." Israel ben Elieser war ein solcher Zaddik, obwohl er sich selbst niemals so bezeichnet hat. Er fand einen Zugang zu den Menschen, die in ihm aufgrund ihrer materiellen und geistigen Not den Retter sahen.

Retter aus der Krise

Zu jener Zeit befand sich das Judentum in einer geistig-religiösen und materiellen Krise. Bestimmend für die Situation war vor allem der Kosakenaufstand im 17. Jahrhundert, als Hetman Bogdan Chelmitzky mit seiner Horde zehntausende Jüdinnen und Juden grausam niedermetzelte.

Das zweite Ereignis betrifft die geistige Notlage. Aufgrund von Pogromen, Vertreibung und Verfolgung herrschte im Judentum große Sehnsucht nach messianischer Erlösung. Aus diesem Grund gründete ebenfalls im 17. Jahrhundert ein Mann namens Sabbatai Zwi aus Smyrna (dem heutigen Izmir) eine messianische Bewegung mit einigen hunderttausenden Juden als Gefolgschaft. Sabbatai Zwi vertrat die Idee der "heiligen Sünde", durch die das Kommen des Messias herbeigeführt werden könne. Der Kalif stellte ihn vor die Wahl, entweder hingerichtet zu werden oder zum Islam überzutreten. Er wählte für sich und seine Anhänger die zweite Option, doch bei den Juden hielt sich die Vorstellung, er sei der Messias. Als man schließlich erkannte, dass die Bewegung der Sabbatianer in sich zusammengebrochen war, kam es zu einer mental-psychischen Notlage.

In dieser Krisensituation erschien Israel ben Elieser dem Volk als Retter. Er richtete die Menschen auf, machte ihnen Mut und führte sie zurück auf den Weg der jüdischen Tradition. Die von ihm gestaltete Lehre, der Chassidismus, und das Charisma seiner Person standen im Gegensatz zum rabbinischen Judentum. Er betrachtete nicht den Gelehrten, sondern auch den Unwissenden als prinzipiell gleichrangig.

Heiligung des Alltags

Es geht im Chassidismus um die "Heiligung des Alltages", es gibt keinen Unterschied zwischen profan und heilig. Alles Profane kann geheiligt werden durch "Kawwana" und "Schiflut" (siehe Glossar) und jeder Mensch nach den Überzeugungen des Baal Schem Tow an der Erlösung der Welt mitwirken. Dabei spielt eine Vorstellung aus der lurianischen Kabbala eine Rolle: Danach haben sich die göttlichen Funken, die bei der Erschaffung der Welt durch ein Nicht-Standhalten verschiedener Atmosphären, der "Sefirot", gebrochen sind, in der Welt verteilt. Diese Funken sind – in Analogie



Außenansicht der Baal Schem Tow-Synagoge in Międzyborz, vermutlich um 1930

3 | 2023



Baal Schem Tow, eigentlich Israel ben Elieser, gilt als der Begründer des Chassidismus. Geboren um 1700 in Okop, Ukraine, bot er sich erfolgreich als Helfer an. Er starb im Mai 1760 im Schtetl Międzyborz in Podolien.

zum Exil der Juden – das "Exil G'ttes in der Welt". Man kann also mit einer auf den Ewigen gerichteten Intention durch den Vollzug jedweder Alltagshandlung – Essen, Trinken, Wandern, Beten, familiäres Zusammensein – diese göttlichen Funken erlösen und zur "Schechinà", zu G'ttes Herrlichkeit, zurückführen.

Feinde und Anhänger

Etliche Elemente der lurianischen Kabbala wurden allerdings im Chassidismus überwunden, da er jede Form von Askese, die in der Kabbala verbreitet ist, ablehnt. Außerdem war die Kabbala eine esoterische Bewegung, die nur wenigen Erwählten bekannt war, während es beim Chassidismus um eine volkstümliche Bewegung voller Vitalität ging. Die chassidische Bewegung wurde von den sogenannten

aufgeklärten, aus der Haskala kommenden Juden, ebenso bekämpft wie von den Mitnagdim, den orthodoxen Juden. Heinrich Graetz (1817–1891), ein bedeutender jüdischen Historiker, schrieb mit bemerkenswerter Feindseligkeit über den Chassidismus, stellte ihn als Aberglaube, als nicht erwähnenswerte Sekte dar.

Die Orthodoxie sah in den Chassidim, in Baal Schem Tow eine Entartung und Entstellung des Judentums. Denn bei orthodoxen Juden stand – und steht bis heute – das Lernen im Mittelpunkt. Am meisten geachtet wurde in der jüdischen Gesellschaft der Gelehrte und nicht der Reiche. Und plötzlich waren es Wasserträger, einfache Menschen, die in ihrer "Weisheit der Einfachheit" den Gelehrten gleichgestellt waren. Gaon von Wilna (1720–1797), einer der führenden Tal-

mudisten seiner Zeit, sprach daher einen "Cherem", einen Bann, gegen die Chassidim aus. Das bedeutete, dass man nicht mit ihnen an einem Tisch sitzen oder sich mit einem Mitglied einer chassidischen Familie verehelichen durfte; und man hat sie buchstäblich gejagt.

Israel ben Elieser war ein hochgebildeter Mann, dank seiner Gelehrsamkeit mutierten selbst ehemalige Gegner, Talmudisten, zu seinen Anhängern, darunter Jakob Josef von Polnoje und Dow Bär von Mesritsch. Letzterer war ein großer Talmudist, der wie ein Eremit lebte, der sich bei seiner ersten Begegnung gegenüber dem Baal Schem Tow zunächst verächtlich äußerte. Als Dow Bär auf Ersuchen des Baal Schem Tow eine Stelle aus der Gemara, der zweiten Schicht des Talmuds, deutete, sagte der Baal Schem

Bei orthodoxen Juden stand – und steht bis heute – das Lernen im Mittelpunkt. Am meisten geachtet wurde in der jüdischen Gesellschaft der Gelehrte und nicht der Reiche.

Tow: "Was Du gedeutet hast, ist richtig, aber ohne Seele." Und dann deutete er selbst dieselbe Stelle, sodass Dow Bär von Mesetritsch einer seiner wichtigsten Anhänger und nach dem Tod des Baal Schem Tow sogar dessen Nachfolger wurde.

Auch Jakob Josef von Polnoje überzeugte sich als Gelehrter davon, welches Wissen der Baal Schem Tow hatte, wobei nicht das Wissen, sondern die Weisheit des Herzens im Vordergrund stand. Es gibt im Judentum im dritten Buch Moses einen Spruch: "Werdet heilig, denn heilig bin ich." Darauf sagte einer der Zaddikim: "Werdet menschlich heilig." Und dieses menschlich Heiligwerden, das heißt in jeder Handlung auf G'tt gerichtet sein, sich in echter Brüderlichkeit, Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Hilfsbereitschaft zu üben, war in den

chassidischen Gemeinden tatsächlich verwirklicht, zumindest in der ersten Epoche des Chassidismus. Es war eine heilige Gemeinschaft zwischen Schülern, den Jüngern, der Gemeinde und dem Zaddik.

Luftmenschen

In den kleinen Städten im damaligen Polen – mein Vater kam aus Nadworna, einer polnischen Kleinstadt – lebten etwa zur Hälfte Jüdinnen und Juden. Es waren zumeist arme Leute, man nannte sie "Luftmenschen", die keine richtige Existenzgrundlage hatten und denen es oft am nötigsten fehlte. Flickschuster und Flickschneider hatten am meisten Arbeit, da sie die Kleider von den Kindern und von den Erwachsenen gewendet haben. Oft gab es in einer kinderreichen Familie nur ein Paar Schuhe, was im

Sommer vielleicht kein Problem darstellte, im Winter aber sehr wohl. Doch obwohl diese Menschen in Armut lebten, waren sie nicht armselig, sondern beseelt von der Lehre, von diesem messianischen Gedanken, dass der Messias jederzeit hier und jetzt erscheinen könnte und alles Elend und alle Not hätte ein Ende.

Diese heilige Gemeinschaft ist die einzige Verwirklichung dessen, was Augustinus (354–430) "Civitas Dei" genannt hat. Der Kirchenlehrer hatte die ideale Gemeinschaft vor Augen: eine Gemeinschaft, die G'tt sucht und in G'ttes Geboten wandelt; und diese Gemeinschaft war bei den Chassidim verwirklicht. Es war die Civitas Dei des Ostjudentums, bei dem sich das menschliche Heiligwerden tatsächlich auswirkte.

Glossar zur chassidischen Lehre

Avoda bedeutet auf hebräisch Arbeit und im Chassidismus der "Dienst mit reinem Herzen".

Chabad nimmt innerhalb des Chassidismus eine Sonderstellung ein. Chabad versucht einen Brückenschlag zwischen dem Chassidismus, bei dem die Weisheit des Einfachen im Vordergrund steht, und dem traditionellen rabbinischen Judentum, bei dem das Wissen und das Gelehrtsein wesentlich sind. Chabad ist eine Abkürzung von Chochmà, Binà und Daat. Chochmà ist die Weisheit, Binà Einsicht, Vernunft und Daat Wissen. Es sind drei Begriffe aus der Kabbalà,

und diese drei Begriffe zeigen schon die Richtung. Es ist sozusagen ein rationeller Chassidismus.

Chassidisches Schweigen beruht auf den Vorgaben des Menachem Mendel von Worki, genannt "der Schweiger" (1819-1868), der die chassidische Gemeinde von Worki begründete. Ihm zufolge seien drei Dinge wichtig: der lautlose Schrei, das aufrechte Knien und der unbewegte Tanz. Er erläuterte die Thora nicht verbal. Nach Worki (bei Warschau) kam man, um zu schweigen, um das lebendige schöpferische, das chassidische Schweigen zu entdecken. Als ihn einmal ein anderer, bedeutender Rabbiner besuchte, saßen die beiden eine Stunde zusammen und sprachen kein Wort. Danach erklärten sie: "Wir haben die Lehre

tatsächlich bis ins Detail erkannt." Die Sprache ist eingebettet in Schweigen und von Levi Jitchak von Berditschev (1740–1810) stammt das Wort: "Sobald Messias gekommen ist, werden wir die Gabe besitzen, nicht nur die Worte der Thora zu verstehen, sondern auch das Schweigen zwischen den Worten."

Auch Rabbi Nachman von Bratzlaw (1772–1810) war einer der großen Schweiger. Am Schabbat-Tisch legte er nie die Thora aus. In Uman, seinem Wirkungsort, ermordeten die Kosaken zehntausende Juden. Die Chassiden, die jährlich zu Tausenden nach Uman fahren, werden die "toten Chassidim" genannt. Diese chassidische Gemeinde ging stumm in die Vernichtung, eine endlose Prozession von schweigenden Männern, Frauen und Kindern. Sie starben, aber ihr Schwei-

gen hat sie überlebt. Das Schweigen war auch ein Vorwurf an die Welt. Es wurde einmal gefragt: "Wo findet man diese Menschen? Das Feuer ihrer Leidenschaft?" Die Antwort lautete: "In der Asche der Konzentrationslager."

Debekut bedeutet "Anhaften". Es ist eine "communio", aber niemals eine "unio" mit G'tt, denn der Mensch kann sich nicht mit G'tt vereinigen. Er kann nur versuchen, IHM anzuhaften. Die Debekut des Zaddiks steht im Gegensatz zur "unio mystica" des Meister Eckehardt. Bei diesem christlichen Mystiker kommt es zur Vereinigung mit G'tt.

Hitlahavu heißt "Inbrunst" und bedeutet das Brennen der Seele, die heilige Ekstase. Die höchste Form der heiligen Ekstase tritt dann ein, wenn der Zaddik wie erkaltet wirkt. Die Chassidim sagen: "Der Zaddik ist bis in die höchsten Sphären aufgestiegen und dies nennt man Debekut."

Kawwana ist die Intention beim Gebet. Dieses soll ein Brückenschlag zum Ewigen sein und keine persönlichen Anliegen, sondern primär den Zweck haben, zur Erlösung der Welt beizutragen. Dann dringt es bis in den obersten Himmel.

Kiddusch Haschem ist die Heiligung des G'ttlichen Namens. Die Heiligung des g'ttlichen Namens haben im Judentum Tausende und Zehntausende gemacht, indem sie mit ihrem Leben den Namen geheiligt haben. Aus der vortalmudischen Zeit wird von einem bedeutenden Märtyrer erzählt. Als Kaiser Hadrian verboten hatte, jüdischen Kindern die Thora zu lehren, handelte Rabbi Chananja Ben Teradijon dem Verbot zuwider. Zur Strafe umwickelte man ihn mit Thora-Rollen und verbrannte ihn. Aus den Flammen rief er: "Das Pergament brennt, aber die Buchstaben fliegen zum Himmel."

"Al Kiddusch Haschem" ist das Festhalten am jüdischen Glauben auch unter Folter bis hin zum Tod oder Suizid. Der Begriff wurde auch auf jene Juden ausgedehnt, die – wie in der Schoa – wegen ihres Jüdischseins ermordet wurden.

Levi Jizchak von Berditschew (1740-

1810) war ein Zaddik und einer der volkstümlichsten Figuren des Chassidismus. Er wurde auch "der Barmherzige" genannt. Von Levi Jitzchak von Berditschew gibt es die Erzählung, dass er sich mit G'tt quasi unterhalten habe: Er habe Ihn auf polnisch "Tatenju" gerufen und mit Ihm auch gerechtet. So habe er G'tt zum Beispiel erklärt: "Es heißt wir sollen umkehren, dann kehrst Du zu uns um. Wir haben aber keine Kraft mehr. Du musst beginnen." Wenn einem einfachen Juden die Tefillin - also die Gebetsutensilien für Arm und Kopf – zu Boden fallen, hebt er sie auf und küsst sie. "Das Volk Israel sind Deine Tefillin. Wir liegen im Schmutz. Warum hebst Du uns nicht auf?", rechtete Levi Jitzchak. Diese Vertrautheit: das höchste Du ist für einen Chassid G'tt. Es gibt im Talmud eine sehr schöne Überlegung: Das Urlicht, das schon vor der Erschaffung der Welt existierte, war so beschaffen, dass der erste Mensch von einem Ende der Welt zum anderen Ende sehen konnte. Als die Menschheit verdarb, hat der Ewige das Urlicht verborgen. Im Talmud wird gefragt: "Und wo hat Er es verborgen?" Und die Antwort ist "in der Lehre". "Und für wen hat er es verborgen? Für die Gerechten, für die Zaddikim, damit sie es aus der Lehre hervorholen und an die Menschen weiterleiten."

Martin Buber (1878-1985) kam nach der Trennung seiner Eltern als Dreijähriger nach Galizien zu seinen Großeltern. Großvater Salomon Buber war ein Gelehrter, der sich mit der Haskala, der jüdischen Aufklärung, beschäftigte. Gleichzeitig hatte er etliche kaufmännische Funktionen inne: Er war Vorstand der dortigen Banken, kaiserlicher Rat und er besaß mehrere Güter, in deren Nähe es chassidische Gemeinden gab. Buber berichtete über seine eindrücklichen Erlebnisse als Kind, als er in den Sommerferien das erste Mal die chassidische Gemeinde des Sadegorer Rebben erlebte.

Dieser stammte aus der chassidischen Dynastie des Ruziner Rebben ab und der wiederum war ein Schüler des Baal Schem Tow, des Begründers der chassidischen Bewegung. In Sadegora erlebte Buber das erste Mal hunderte in ihre Gebetsmäntel (Talllisim) gehüllte Chassidim und deren an-

dächtige Gebete mit dem Rebben. Die Beschäftigung mit dem Chassidismus wurde zu Bubers Lebenswerk, obwohl er sich als junger Mann von seinen jüdischen Wurzeln entfernt hatte. Nach seinen Studien der Nationalökonomie, Philosophie, Germanistik, Kunstgeschichte, Psychiatrie und Psychologie in Wien, Leipzig, Zürich und Berlin fand er durch den Zionismus wieder zum Judentum zurück und entdeckte eher zufällig die Schriften von Rabbi Nachman von Bretzlaw, dem Urenkel von Baal Schem Tow. Buber sammelte etwa 50.000 chassidische Legenden, die er sprachlich formte. Mit seinen chassidischen Anekdoten brachte er den Chassidismus der westlichen Gesellschaft nahe.

P.S.: Meine verstorbene Mutter Sidonie war eine geborene "Lipiner" und mit Martin Buber verwandt. Beide Familien lebten in der Nähe von Lemberg, das die Hauptstadt von Galizien und Lodomerien in der k.u.k Monarchie war.

Schiflut bedeutet Demut und spielt im Chassidimus eine wichtige Rolle. Der Baal Schem Tow sagte, mit Demut könne man die unteren und oberen Welten vereinigen und die Schechina herstellen. Demut kann man nicht erlernen, man muss sie praktizieren.

Zaddik ist ein als heilig verehrter chassidischer Lehrer. Vor allem in Osteuropa wurde der Chassidismus zu einer machtvollen Bewegung. Von den etwa viereinhalb Millionen ermordete Juden in Osteuropa waren etwa drei Millionen Chassidim. Der Nachfolger von Baal Schem Tow war Dow Bär von Mesritsch, der ein Gelehrter war und der den Chassidismus durch seine Schüler verbreitet hat.

Die Zaddikim wurden zumeist nach den Orten oder Städten benannt, in denen sie gewirkt haben, wie beispielsweise Menachem Mendel von Witebsk.

Chabad-Einrichtungen in Österreich:

chabadvienna.com synagogedoebling.at bethalevi.org chabadoncampusvienna.com jrcvienna.com chabadsalzburg.com

"Der Begriff der Klezmer-Musik ist ein Irrtum"



"Wir wollen uns das Gefühl von damals nicht zerstören": Edek Bartz, 2007 als künstlerischer Leiter der Viennafair.

Edek Bartz, Teil des legendären Musikduos Geduldig und Thimann, über seine Begegnung mit chassidischer Musik, die ersten Auftritte bei jüdischen Hochzeiten und über seine letzte Challenge.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Jüdische Musik in Österreich: Bei diesem Stichwort denkt man an das Duo Geduldig und Thimann, das in den 1970er und 80er Jahren von Wien aus europaweit Erfolge feierte. Und damit einen Begriff populär machte, den bis dahin kaum jemand gehört hatte: Klezmer.

Zwei Jahrzehnte lang war es Edek Bartz und Albert Misak gelungen, unter den Mädchennamen ihrer Mütter eine Bühnen- und Musikkarriere aufzubauen. Mit einem bis dahin unbekannten Mix aus chassidischer Musik, Niggunim (hebräischer Ausdruck für religiöse Lieder und Melodien, Anm.) und Klezmer. Es sei ein tolles Leben gewesen, sagt Bartz heute, mit FünfSterne-Hotels, Luxuslimousinen und Champagnerduschen. Wie konnte er seine Karriere, in der er das chassidische Liedgut für sich entdeckt hatte, und dieses "tolle Leben" quasi unter

eine Kippa bringen? Denn die Balance zwischen Synagoge und Bühne, zwischen orthodoxem Judentum und dem Dasein eines Rockstars, scheint – nicht nur bei äußerlicher Betrachtung – schwer möglich. Aber gehören zum Chassidismus nicht auch treffliche Pointen, Witz und Humor?

NU: Wie ist die Idee zur Gründung des prononciert jüdischen Gesangsduos Geduldig & Thimann gekommen und wie wurde das Repertoire erarbeitet?

Edek Bartz: Am Beginn der 1960er Jahre kam der singende Rabbi Shlomo Carlebach nach Wien. Er trat im Porrhaus auf und kam mit Albert Misak zu seinem Konzert. Wir waren Teil eines durchwegs jüdischen Publikums. Schon seine ersten Klänge zogen uns sofort in ihren Bann. Ich war fix und fertig. So etwas hatte ich noch nie gehört. Shlomo Carlebach ist aus

Chassidismus

der chassidischen Kultur gekommen und hat Niggunim gesungen – die er aber zum Teil selbst komponiert hatte. Das waren Lieder, in denen es immer wieder diese endlos scheinenden Wiederholungen gab, die auf uns eine geradezu magische Wirkung ausübten. Was mich an der chassidischen Musik so beeindruckte, war diese fast wahnsinnig scheinende Intensität. Die spirituellen und mystischen Elemente, die davon ausgingen, kannten wir damals gar nicht. Schon nach diesem ersten Konzertbesuch wollten Albert und ich nach dem Vorbild von Carlebach unsere eigene Musik machen.

Gab es auch eine persönliche Begegnung mit Carlebach?

Albert und ich haben Carlebach nach dem Konzert tatsächlich noch getroffen. Er hat uns chassidische Geschichten erzählt, die uns zeigten, dass es bei dieser religiösen Bewegung nicht um Kasteiung, nicht um Askese geht, sondern um Lust am Leben. Für die Chassiden bringt Musik die Menschen nur dann wirklich zu Gott, wenn damit Lebensfreude verbunden ist. Und diese Lebensfreude hat Carlebach auch privat ausgestrahlt. Nach seinen Konzerten hat immer eine Schar schöner Frauen auf ihn gewartet, und ich habe mir damals gedacht: So ein Leben möchte ich auch (lacht). Bei unserer ersten Begegnung hat er mir Tefillin und ein Kapperl geschenkt, weil er meinte, das wäre gut für mich. Ich habe damals noch gar nicht gewusst, was das bedeutet. Beides habe ich bis heute aufbewahrt

Ihr seid aber dann unter dem Begriff "Klezmer-Musiker" berühmt geworden. Wie hängt das zusammen?

Als wir anfingen Musik zu machen, gab es das Wort "Klezmer" überhaupt

nicht. Was es damals gab, war das jüdische Volkslied. Dessen wichtigster Vertreter war Theodore Bikel. Er war unser Hero. Ihm haben wir auch das Lied Wenn der Rebbe singt, singen alle Chassidim nachgesungen. Aber das war eigentlich ein jüdisches Volkslied. Das hat mit dem Chassidismus gar nichts zu tun. Unsere Begegnung mit der chassidischen Musik waren einige Lieder von Shlomo Carlebach, die wir in unser Repertoire übernommen hatten, und die daraus folgenden Einladungen, auf jüdischen Hochzeiten zu spielen. Wir sagten zwar, dass wir keine Ahnung hätten, wie so eine Hochzeit gefeiert und welche Musik dazu gespielt wird, aber sie meinten, wenn wir Carlebach singen könnten, dann könnten wird alles andere auch.

Wie kann man sich den ersten Auftritt von Geduldig und Thimann auf einer jüdischen Hochzeit vorstellen?

Man hat uns gesagt, dass wir "bei den Frauen" spielen sollen. Wir wussten damals noch gar nicht, dass Frauen und Männer bei einer Hochzeit getrennt sind. Aber sie haben uns Noten und Texte gegeben, und wir wurden damit zum ersten Mal mit Niggunim konfrontiert. Für uns war das wie Ethno. Wie eine Musik aus einer ganz anderen Welt, einer Welt, die uns immer tiefer in den Bann gezogen hat. Das hat etwas Transzendentales gehabt. Wir haben daraufhin bei vielen Hochzeiten gespielt und immer mehr dieser Niggunim kennengelernt. Aber die hat man außerhalb dieser chassidischen Welt gar nicht gehört, bis dahin kannte man diese Musik ja nur in diesen Kreisen, die damals völlig abgekapselt waren. Wir waren daher ganz erstaunt, als wir bei den jüdischen Hochzeiten in diese Welt eintauchen konnten. Doch wir haben diese Lieder in unsere Konzerte und Schallplatten aufgenommen.

Wie haben damals die Öffentlichkeit und die chassidische Welt auf eure Konzerte und Schallplatten reagiert?

Albert und ich hatten vor unseren ersten Auftritten bei Hochzeiten nie einen chassidischen Juden gesehen. Uns waren sie mit ihren schwarzen Kaftans und Hüten anfangs völlig fremd. Bei unseren ersten öffentlichen Auftritten wurden wir noch angefeindet, weil die Chassidim gar nicht wollten, dass man ihre Kultur, ihre Musik, der Öffentlichkeit preisgibt. Das hat wohl mit den antisemitischen Anfeindungen zu tun, denen - vor allem orthodoxe - Juden in Wien immer ausgesetzt waren und leider immer noch sind. Obwohl sich die Chassidim heute im Straßenbild von Wien nicht mehr verstecken.

Und wie entstand dann die Bezeichnung "Klezmer" für eure Musik?

Das Wort Klezmer war in den 1960er Jahren in Europa noch völlig fremd. Wir haben es zum ersten Mal in New York von dem Filmemacher und Schauspieler Joseph Green gehört. Er war schon Ende der 1920er Jahre in die USA emigriert und hatte dort eine Filmfirma gegründet, die sich mit der Verbreitung von jüdischer Musik und jüdischen Filmen beschäftigte. Er hat damals auch die erste Version von Isaac Bashevis Singers Yentl gedreht, das später von Barbra Streisand verfilmt wurde. Er hat uns geraten, seinen Film Yidl mitn Fidl anzuschauen. Da kommen jüdische Hochzeiten vor, und darin haben wir zum ersten Mal den Satz gehört: "He, Klezmer, spiel mir ein Lidl". Damals haben wir etliche Leute gefragt, was "Klezmer" bedeutet - und alle meinten, sie wüssten es nicht. Bis wir wieder Joseph Green trafen, der

"Es gibt in der jüdischen Musik Klezmer, das Niggun, die chassidischen Lieder und Klänge. Das sind drei verschiedene Richtungen, die wir zusammengebracht haben. Der Begriff der Klezmer-Musik ist also ein Irrtum, der sich inzwischen manifestiert hat."



"Kum aher du filosof" von Geduldig und Thimann, erschienen 1979 auf Vinyl.

meinte: "Ja, das waren die wandernden jüdischen Musikanten." Und diesen Begriff haben wir dann für unsere Musik übernommen.

Wo waren diese Klezmer-Musiker unterwegs?

Die Wandermusiker, die bei jüdischen Festen und Hochzeiten aufspielten, waren ursprünglich im osteuropäischen Judentum bekannt. Viele dieser Menschen mussten vor der Verfolgung durch Pogrome und später vor den Nazis fliehen – viele nach Amerika. Dort kam es zu einer Verschmelzung von jüdischer Musik mit dem afroamerikanischen Jazz. Beiden gemeinsam war die Improvisation, die bei wandernden Musikern immer schon den Stil definierte. Viele Klezmer wurden bekannte Jazzmusiker. Aber die Bezeichnung "Klezmer" fiel damals in diesem Kontext nie. Aber ich möchte noch einmal betonen: Es gibt in der jüdischen Musik Klezmer, das Niggun, die chassidischen Lieder und Klänge. Das sind drei verschiedene Richtungen, die wir zusammengebracht haben. Der Begriff der "Klezmer-Musik" ist also ein Irrtum, der sich inzwischen manifestiert hat und zu dem wir viel beigetragen haben.

Was die chassidische Musik in eurem Repertoire betrifft: Man denkt sofort an Wenn der Rebbe singt, aber dieser Niggun hat, wie Sie sagten, nichts mit Chassidismus zu tun. Er handelt aber von Chassidim. Was ist er dann?

Er ist eigentlich eine milde Form von Spottlied, das wir von Theodore Bikel übernommen haben. Er macht sich darüber lustig, dass die Chassidim ihrem Rebbe alles nachmachen, ohne selbst nachzudenken. Ob das Lied ironisch gemeint war oder ob es bei Bikel nur so wirkt, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Wenn man es von anderen Interpreten hört, klingt es viel behäbiger.

Theodore Bikel spielt ja auch in der Autobiografie von Bob Dylan eine Rolle
– er war derjenige, der ihn zum Auftritt in Woodstock gebracht und damit den Durchbruch seiner Karriere mitgestaltet hat. Wie könnte man seine Rolle innerhalb der jüdischen Musik definieren?

Er hat nach dem Zweiten Weltkrieg die vielen Niggunim, die er auswendig kannte, auf Schallplatte gesungen und damit für die Nachwelt bewahrt. Sie wären sonst für immer verloren, weil kaum noch schriftliche Aufzeichnungen der Texte und Melodien existierten. Außerdem war er immer ein sehr politischer Mensch, der es als seine Aufgabe als Jude sah, für die Menschenrechte aller Minderheiten zu kämpfen. Er solidarisierte sich auch öffentlich mit Martin Luther King. Er hatte mit seinem Verhalten und mit seinen Liedern einen großen Einfluss auf die jüdische Musik.

Auch auf Geduldig und Thimann?

Absolut. Wir haben in der jüdischen Musik auch ein Statement der Versöhnung gesehen, weshalb wir auch in katholischen Studentenheimen aufgetreten sind. Wir sind deshalb auch von einigen jüdischen Zirkeln sehr angefeindet worden, weil man dort unter sich bleiben und gar nicht

an die Öffentlichkeit wollte. Aber unsere Vorbilder waren eben Bikel, der für die Versöhnung von Menschen und Religionsgemeinschaften eingetreten ist, und Shlomo Carlebach, der das auch getan hat. Und nicht zu vergessen Giora Feidman, der vor der katholischen Jugend aufgetreten ist. Letztlich ist ja auch die chassidische Musik ein Ausdruck von Lebensfreude und die wiederum steht für ein Miteinander.

Bleibt noch die hoffnungsvolle Frage, ob es zumindest einmal noch einen Auftritt von Geduldig und Thimann geben wird?

Albert und ich wurden und werden oft gefragt – wobei die Fragen seltener werden, weil auch unser Stammpublikum älter und damit kleiner wird (lacht). Aber wir fanden immer wieder, dass man aufhören soll, solange man das noch mit Würde tun kann. Und den Zeitpunkt haben wir hinter uns gebracht. Wir wollen uns auch das Gefühl von damals nicht zerstören. Wir haben ja auch noch einmal eine CD produziert, auf der wir – neben alten Liedern - auch Neues gebracht haben. Gemeinsam mit amerikanischen Jazzmusikern, darunter einem Afroamerikaner, der sich als ganz toller Klezmer-Musiker erwiesen hat. Das war unsere letzte Challenge. Aber das Publikum wollte offenbar nur einen Neuaufguss von altgewohnten Melodien. Vielleicht werden wir alle unsere Platten - einschließlich der letzten noch einmal herausbringen. Wenn wir dafür einen Geldgeber finden.

כתיבה וחתימה טובה

Generalsekretär für jüdische Angelegenheiten der IKG

BENJAMIN NÄGELE

wünscht allen Gemeindemitgliedern, Freunden und Bekannten ein gutes neues Jahr!

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN

frohe Festtage!

Das Sigmund Freud Museum

wünscht allen Leser:innen

Sigm. Freud

www.freud-museum.at



st,pölten

Der Bürgermeister der Landeshauptstadt St. Pölten Matthias Stadler

wünscht allen Mitgliedern der Jüdischen Gemeinschaft ein schönes Rosch Haschana-Fest

שנה טובה

Ambulatorium Helia Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer-Gleitmann Michael Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
alles Gute für das Neue Jahr

שנה טוב





Abg.z.NR **Bettina Rausch, Präsidentin** der Politischen Akademie der Volkspartei

wünscht allen Leserinnen und Lesern des **NU-Magazin ein schönes Rosch Haschana-Fest!**

שנה טובה

שנה טובה

Wir wünschen allen Verwandten und Freunden ein glückliches, gesundes und erfolgreiches Neues Jahr

Danielle und Martin Engelberg Sammy und Yaelle, Rachel, Debbie

Familie



wünscht allen von Herzen ein frohes Rosch-Haschana-Fest!

www.bruehl.at

LANSKY, GANZGER, GOETH + partner

wünscht allen Klienten, Freunden und schönes Rosch Haschana-Fest!

שנה טובה

Die Israelitische **Kultusgemeinde Linz**

wünscht allen Gemeindemitgliedern und Freunden ein gutes neues Jahr!

Shana tova umetuka!

Dr. Peter M. Winter | Wien 2, Praterstraße 22 Tel.: (01) 260 53-0 | Fax: (01) 260 53-500 mail@labors.at | www.labors.at





Bundesministerium Europäische und internationale Angelegenheiten

Wir wünschen allen Mitgliedern jüdischer Gemeinden in Österreich und allen Jüdinnen und Juden in der Welt ein gutes Neues Jahr - **Shana Tova u Metuka**

חג שמח

Zu den Feiertagen die besten Wünsche allen Verwandten und Freunden im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Wagramer Straße 23/1/B1.3, 1220 Wien Tel. 01/3679300 E-Mail: plopper@chello.at

Die Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg

wünscht Ihnen allen ein glückliches neues Jahr!



Shana tova u'metuka!

Meine chassidischen Wurzeln



Die Grabstätte des Rebbe Elimelech im polnischen Leżajsk: Jedes Jahr wird hier am Todestag gebetet, getanzt und gesungen.

Gemeinhin sagt man, ein jüdisches Kind besitzt schon eine jüdische Identität, bevor es noch überhaupt weiß, dass es Jude oder Jüdin ist. Genauso verhält es sich mit meinen chassidischen Wurzeln.

VON MARTIN ENGELBERG

Meine Mutter legte großen Wert auf einen sehr traditionell-jüdisch geführten Haushalt. So begingen wir jeden Freitagabend den Schabbat mit den traditionellen Bräuchen und Speisen, ebenso alle Feiertage. Das gemeinsame Singen war bei uns ein wesentlicher Teil des Rituals. Die wunderschönen Melodien schufen für mich genau jene Atmosphäre, die ich bis heute so sehr an einem "Schabbestisch" liebe. Am Schabbat zu Mittag, nach dem Gebet in der Synagoge, dann das Gleiche bei meinen Großeltern.

Erst viele Jahre später begann ich zu realisieren, wie stark geprägt dies alles von der chassidischen Tradition war, ohne dass dies von meinen Eltern oder Großeltern explizit erwähnt wurde. Zu Gast bei vielen unterschiedlichen jüdischen Familien lernte ich dann schnell die, zum Teil sehr großen, Unterschiede kennen. Ob und welche Lieder gesungen wurden, welche

"Niggunim" (Melodien) und wie stark deren Bedeutung in den jeweiligen Familien und für die Zugehörigkeit zu einer ganz bestimmten chassidischen Gruppe war.

Für mich, noch dazu als einzigem Sohn, sah meine Mutter eine besonders intensive jüdisch-religiöse Erziehung vor. Mein Melamed (jüdischer Religionslehrer) kam täglich, an jedem Wochentag, zu uns nach Hause und lernte mit mir gleich nach dem Mittagessen: den Wochenabschnitt aus der Tora (Altes Testament) samt Kommentaren, die jüdischen Gesetze, Sprüche der Väter und dazu die Gebete und deren Bedeutung. Und auch hier realisierte ich erst viel später, wie sehr das alles in der chassidischen Tradition stand

Schließlich hatte sich im Chassidismus ja ein eigener Gebetsritus etabliert – der sogenannte "Nussach Sefarad". Nicht zu verwechseln mit dem, wieder

eigenen, Gebetsritus der Sepharden, der orientalischen Juden. Dieser wird "Nusach Edot Mizrach" genannt. Bei diesem Nussach Sefarad also wurden zu der aschkenasischen - also der bis dahin entwickelten Gebetstradition der europäischen Juden - kabbalistische Bräuche des Rabbiners Itzhak Luria hinzugefügt. Als Kind wunderte ich mich darüber, dass sich zum Beispiel im Wiener Stadttempel - dort wird in strenger aschkenasischer Tradition gebetet - die Gebete, die Aussprache, die Gebetsmelodien so stark von jenen im Bethaus Misrachi am Judenplatz oder jenem in der Grünangergasse unterschieden, wohin ich mit meinem Großvater ging. Als ich einige Jahre später, nach dem Tod meiner Mutter, der jüdischen Tradition entsprechend ein Jahr lang täglich das Kaddisch Gebet sprach und auch selbst vorbetete, merkte ich erst, wie sehr ich mit meiner Aussprache und dem Gebetsgesang in der chassidischen Tradition verhaftet war. So gab es rügende Kommentare von altvorderen Betenden im Stadttempel, mich doch an die dortige Gebetstradition zu halten. In der Misrachi fühlte ich mich dagegen wie ein Fisch im Wasser.

Nicht fehlen darf in einer chassidisch geprägten Familie schließlich die Abstammung oder zumindest Nähe zu einem der berühmten chassidischen Dynastien und deren Rebbes. Fast nebensächlich und ein bisschen verschmitzt meinte mein Vater immer wieder auf jiddisch zu mir, ich solle wissen, dass ich schließlich "ajn Einekel" (will heißen ein Nachkomme) vom Rebben Elimelech von Lyschansk wäre. Erst sehr viel später realisierte ich, welcher Pedigree das bedeutete. War dieser Rebbe Elimelech doch einer der wichtigsten chassidischen Rabbiner und einer der Begründer des Chassidismus in Galizien gewesen. Schüler des berühmten Dow Bär von Mesritsch, auch der "Grosse Maggid" (Wanderprediger) genannt und nach dem Baal Schem Tow der zweite Führer der chassidischen Bewegung.

Chassidische Dynastie

Jener Rebbe Elimelech – man kennt den Namen landläufig auch von dem jiddischen Lied Az der Rebbe Elimelech, iz gewejn azoj frejlech – also jener Rebbe Elimelech ließ sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts im galizischen Schtetl Lyschansk nieder, das in der Folge zu einem wichtigen chassidischen Zentrum wurde. Meine Familie väterlicherseits lebte über viele Generationen in jenem Stetl, mein Großvater Saul Engelberg wurde sogar noch dort geboren und in der Familie also die Geschichte hochgehalten, wir stünden in einer Verwandtschaft

zu diesem berühmten Rebben. Mein Großvater mütterlicherseits wieder erwähnte immer den Chortkover Rebbe, der in seiner Familie immer höchste Bewunderung genoss. Der Name sagte mir lange nichts, bis ich einmal zufällig ein beeindruckendes Foto aus dem Wien der Zwischenkriegszeit entdeckte, das eine riesige Menschenansammlung an orthodoxen Juden auf der Heinestraße zeigte. Dort hatten sich im Jahr 1934 tatsächlich zehntausende Juden versammelt, um den Sarg des Chortkover Rebben zum Begräbnis zu begleiten.

Da begann ich erst dessen Geschichte zu recherchieren und realisierte, dass er nicht nur ein Abkömmling der wichtigen chassidischen Dynastie des Rebben von Ruzhin, sondern auch selbst ein Rebbe war, dessen Wirken über weite Kreise Europas anerkannt und bewundert wurde. In tiefer Verehrung für den Chortkover Rebbe wählte mein Großvater sein Grab am jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofs an jener Ecke, an der man zum Grab des Chortkover Rebben abbiegt. Dieses wird noch heute von zahlreichen Chassiden besucht, und alle gehen dabei am Grab meines Großvaters vorbei. Viel chassidischer geht's nicht ...

Die Mitarbeiter:innen des

JÜDISCHEN MUSEUMS DER STADT WIEN

wünschen allen Freunden und Bekannten Schana Toya U'metuka

Oberrabbiner Chaim Eisenberg

wünscht allen Verwandten und Freunden ein glückliches Neues Jahr und Frieden für die ganze Welt

שנה טובה

Die NU-Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern ein gesundes, friedliches und glückliches neues Jahr!

Schana Tova U'metuka

Tief verwurzelt und weit verzweigt



Ultraorthodoxe Juden der Belz-Chassidim feiern in Jerusalem "Tu Bishvat". Während der Tish-Zeremonie werden Früchte verteilt.

Der Chassidismus spielt mit seinen spirituellen Praktiken seit Jahrhunderten eine bedeutende Rolle im Judentum. Die einzelnen Gemeinschaften eint eine ausgeprägte Hingabe für die Wahrung ihrer Traditionen und eines tiefen Glaubens.

VON MARK E NAPADENSKI UND NATHAN SPASIĆ

Gegründet wurde der Chassidismus von Rabbi Israel ben Elieser in Podolien - genannt "Baal Shem Tov" - in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im heutigen ukrainisch-moldawischen Grenzgebiet. Ein zentraler Grundsatz seiner Lehre ist die direkte Verbindung mit dem Göttlichen, die, so Baal Shem Tov, mit jeder menschlichen Aktivität verwoben sei. Die Immanenz Gottes im Universum und die Notwendigkeit, jederzeit mit dem Allmächtigen verbunden, ja eins zu sein, ist der zentrale Faktor. Weiters besonders wichtig sind das Gebet, die hingebungsvolle religiöse Praxis und die spirituelle Dimension der Körperlichkeit und weltlicher Handlungen. Dazu kommt noch die hohe mystische Bedeutung hebräischer Buchstaben und Wörter. Die Innovation? "Anbeter zu ermutigen, ihren ablenkenden Gedanken zu ihren Wurzeln im Göttlichen zu folgen". Die Bewegung zog eine engagierte Anhängerschaft an und legte den Grundstein für den Chassidismus.

Von Rudnja nach Brooklyn

1775 gründete Rabbi Schneur Zalman von Liadi die Chabad-Bewegung in Lubawitsch, einem Ortsteil der russischen Kleinstadt Rudnja an der Grenze zum heutigen Weißrussland. Es ist eine der bekanntesten chassidischen Gruppen, vor allem für ihre missionarischen und bildungsorientierten Initiativen innerhalb des Judentums. Organisiert als Dynastie hat sich die Chabad-Bewegung weltweit verbreitet und lebhafte Gemeinschaften etabliert. Anhänger nehmen an verschiedenen Ritualen teil, dazu zählen tägliche Gebetsdienste, Thora-Studien, Freundlichkeitsgesten - sogenannte "Mitzwen" – und die Einhaltung jüdischer Feiertage. Bemerkenswerte Praktiken sind das öffentliche Anzünden der Menora während Chanukka, der Brauch,

Großer Wert wird auf die Wahrung der Geschlechtertrennung gelegt, für den Umgang zwischen Männern und Frauen gibt es strenge Richtlinien.

eine Wohltätigkeitskasse (Pushke) in den Häusern aufzustellen, sowie die Verbreitung jüdischen Wissens durch Bildungsprogramme.

Rabbi Menachem Mendel Schneerson, bekannt als der siebte Rebbe, war innerhalb des Judentums eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Als Anführer der Chabad-Lubawitsch-Bewegung verwandelte er eine isolierte chassidische Gruppe, die durch das antireligiöse Regime in der Sowjetunion beinahe ihr Ende fand, in eine der einflussreichsten Bewegungen im religiösen Judentum. Schneersons veröffentlichte Lehren füllen mehr als 400 Bände mit Beiträgen zur jüdischen Kontinuität, zum religiösen Denken sowie Kommentaren zur traditionellen Thora-Forschung. Er gilt als auch als Pionier der jüdischen Öffentlichkeitsarbeit. Einige seiner Anhänger glaubten sogar, dass er der Messias sei und lösten dadurch eine Kontroverse innerhalb des Judentums aus. Der Rebbe hinterließ ein Erbe von über 5.000 Bildungseinrichtungen, sozialen Zentren, Kindergärten, Schulen, Drogenentzugskliniken, Pflegeheimen für Behinderte und Synagogen in mehr als tausend Städten weltweit. Heute umfasst die Bewegung laut Schätzungen knapp 95.000 Mitglieder und hat ihren Sitz in Crown Heights, Brooklyn.

Von Satu Mare nach Kiryas Joel

Die Satmar-Bewegung, deren Name sich von der rumänischen Stadt Satu Mare ableitet, hat ihre Wurzeln im frühen 20. Jahrhundert. Rabbi Joel Teitelbaum, bekannt als Satmar-Rebbe, war geistlicher Führer der Gemeinschaft. Auf der Flucht vor der Verfolgung wurde sein Zug in das KZ Bergen-Belsen umgeleitet, konnte aber dann doch noch in die Schweiz gerettet werden. Rabbi Joel hatte in erster Ehe drei Töchter. Zwei verstarben noch vor der Schoa, eine Tochter starb in den 1950er Jahren. Im Jahr 1946 übersiedelte Rabbi Joel nach New York, wo

er mit dem Wiederaufbau der Satmar-Bewegung begann und ihr zu einer schnell wachsenden Gruppierung innerhalb des Chassidismus verhalf. Er hinterließ keine Nachkommen. Sein Neffe, Rabbi Moshe Teitelbaum, war 1944 gemeinsam mit seiner Familie nach Auschwitz deportiert worden, wo seine drei Kinder und seine erste Frau ermordet wurden. Er erlebte 1945 die Befreiung im KZ Theresienstadt und emigrierte ebenfalls in die USA. Im Jahr 1979 starb Rabbi Joel, sein Nachfolger wurde Rabbi Moshe. Seit dessen Tod im Jahr 2006 teilen sich seine beiden Söhne, Rabbi Aaron und Rabbi Salman Leib, die Führung der Satmarer Community, nicht immer in bestem Einvernehmen. Heute sind die beiden Gemeinden vor allem räumlich getrennt. Rabbi Salman amtiert in Williamsburg im New Yorker Stadtteil Brooklyn, Rabbi Aaron in Kiryas Joel, einem kleinen Städtchen im Bundesstaat New York, dessen Einwohner überwiegend Satmarer sind.

Im Zentrum stehen neben einer strengen Auslegung des jüdischen Rechts die Bewahrung einer traditionellen Lebensweise. Die Satmarer sind bekannt für die Errichtung einer Vielzahl an für alle zugänglichen Wohltätigkeitsorganisationen. Auch der Erhalt des Jiddischen als Primärsprache ist ein wichtiger Aspekt. Hebräisch ist die "Laschon Kodesch", die heilige Sprache, die nur beim Studium der Thora und beim Gebet benutzt wird. Die Satmar-Gemeinschaft folgt einer hierarchischen sozialen Struktur, wobei der Satmar-Rebbe als oberste Autorität fungiert. Großer Wert wird auf die Wahrung der Geschlechtertrennung gelegt, für den Umgang zwischen Männern und Frauen gibt es strenge Richtlinien. Eine wichtige Rolle spielt die starke Ablehnung des Zionismus. Satmar-Chassidim betrachten die Gründung des Staates Israels als einen Verstoß gegen religiöse Prinzipien und sind der Ansicht, dass nur der Messias die jüdische Souveränität wiederherstellen kann.

Von Belz nach Wien

Die Belz-chassidische Gemeinschaft entstand im frühen 19. Jahrhundert unter der Führung von Rabbi Shalom Rokeach in der Stadt Belz im damaligen Polen und in der heutigen



Satmarer Chassidim feiern Lag baOmer in Kiryas Joel, New York. Eine strenge Auslegung des jüdischen Rechts und die Bewahrung einer traditionellen Lebensweise stehen im Zentrum



Ultraorthodoxe Chassidim pilgern zum Grab des Rabbiners Israel ben Elieser am jüdischen Friedhof in der ukrainischen Stadt Berdytschiw.

Ukraine. Die Gemeinschaft wuchs bis zum Zweiten Weltkrieg, wurde allerdings während der Besetzung Polens fast gänzlich vernichtet. Unterstützt durch Chassidim aus dem Exil gelang dem Rebbe und seinem Halbbruder Rabbi Mordechai von Bilgorai im Jänner 1944 die Flucht über Budapest nach Palästina. Seitdem hat die Belz-Gemeinschaft, die heute als ein bedeutender Bestandteil des Chassidismus gilt, Zentren in Israel, den Vereinigten Staaten und in Europa etabliert.

Spirituelle Hingabe, Demut, das Wohl der Gemeinschaft und strikte Einhaltung der Halacha sind Säulen des Belz-Chassidismus. Dabei ist das "D'veikut", also des Verweilens bei Gott durch Gebete, Thora-Studium und Handlungen der Güte, eines der wichtigsten Prinzipien. Wie in allen chassidischen Gruppen stehen aufwendige und lange Gebetsdienste, die drei Mal täglich stattfinden, im Zentrum des Alltags. Die Synagoge dient als zentraler Treffpunkt für das gemeinschaftliche Leben und fördert ein Gefühl der Einheit und der kollektiven spirituellen Erfahrung. Die charakteristischen Melodien und Gesänge während des

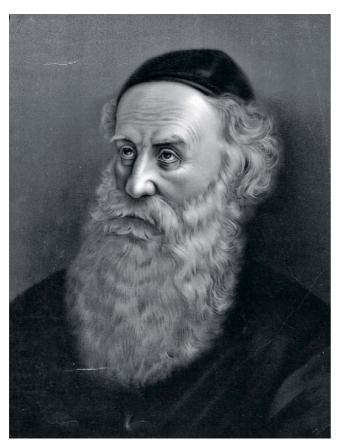
Gebets, oft begleitet von einem großen Chor, sind Markenzeichen des Belz-Gottesdienstes. Jeschiwas (religiöse Schulen) werden gegründet, um eine umfassende Bildung in jüdischen Texten zu bieten, wobei der Schwerpunkt auf Talmud und Kabbala liegt. Das Streben nach Wissen wird als Mittel betrachtet, um die spirituelle Verbindung zu vertiefen und intellektuelles Wachstum zu fördern.

Nicht so stark ausgeprägt wie bei den Satmarern, legen aber auch die Belzer großen Wert darauf, Bedürftigen zu helfen und sich in sozialen Wohlfahrtsaktivitäten zu engagieren. Zahlreiche mit den Belzern verbundene Organisationen betreiben Krankenhäuser, Waisenhäuser und Schulen, um die jüdische Gemeinschaft insgesamt zu stärken und zu unterstützen. Diese Institutionen sollen am Judentum interessierten Menschen dieses näherbringen.

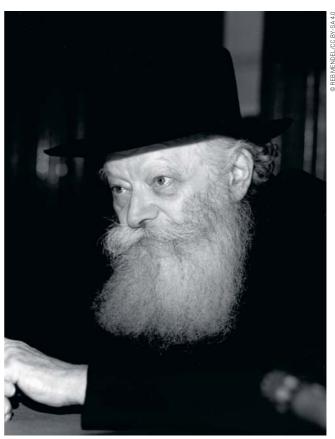
Das größte Ereignis sind die regelmäßigen Festtreffen, "Tish" genannt, die jeden Freitagabend sowie zu allen jüdischen Feiertagen stattfinden und die vom Rebben geleitet werden. Diese Treffen umfassen gemeinsames Singen, Tanzen und Lehren des Rebbe.

In Wien leben laut Schätzungen zweihundert bis dreihundert chassidische Familien, die besonders in den letzten zehn, fünfzehn Jahren starken Zuwachs bekommen haben. Das liegt einerseits an einem sicheren Umfeld; anders als in Frankreich oder Großbritannien gibt es keine bedeutende Bedrohung von außen. Andererseits spielt auch die ökonomische Situation eine Rolle: Wien ermöglicht ein vergleichbar leistbares Leben und verfügt zudem über eine ausgeprägte jüdische Infrastruktur. Chassidische Gruppierungen in Wien beten gemeinsam und formieren daher eine diverse Community, auch für sogenannte weltliche Juden.

Vom Unterricht des Baal Shem Tov bis zum Wachstum von Chabad-Lubawitsch, Satmar und Belz hat jede Gemeinschaft zum Gesamtbild der jüdischen Spiritualität beigetragen. Während diese Gemeinschaften sich in der modernen Welt bewegen, eint sie eine überaus ausgeprägte Hingabe für die Wahrung ihrer Traditionen und eines tiefen Glaubens.



Chabad-Gründer Schneur Salman, dargestellt 1878 von Boritz Schatz. Das Porträt wurde 60 Jahre nach dessen Tod angefertigt.



Menachem Mendel Schneerson (1902–1994), genannt "der Rebbe", war das letzte geistige Oberhaupt von Chabad Lubawitsch.

Männer, die auf Bäume starren

Geschichtsstunde. Besuch bei Rabbiner Jacob I. Biderman, dem religiösen Leiter von Chabad in Wien. Es beginnt mit vermeintlich blöden Fragen und geht in eine kleine Geschichtsvorlesung über, die interessante Neuigkeiten beinhaltet, etwa die Schätzung auf eine weitaus größere jüdische Gemeinde in Wien als man denkt.

VON RAINER NOWAK

"Was bedeutet Erfolg in der Religion? Oder besser: Wie misst man ihn?" Was klingt, als hätte es den Bankberater des Vertrauens in ein Theologie-Proseminar verschlagen, ist eine, beziehungsweise sind zwei ernst gemeinte Fragen an Rabbiner Jacob I. Biderman. Kurz wirkt er verdutzt. Aber nur kurz. Wie jeder sophistisch naturbegabte Gesprächspartner reagiert er mit einer Gegenfrage: "Was wissen Sie?" Ehrlichkeit und Offenheit sind das Gebot dieser Geschichtsstunde und der beste Rat an jeden Journalisten: Einen Rabbiner kann man nicht bluffen.

"Wenig bis nichts" weiß ich über die Chabad-Lubawitsch-Bewegung. Nur so viel: Dass sie eben wirklich erfolgreich ist. Auch in Österreich. Gemessen an der Anzahl der zugehörigen Familien, gemessen am Einfluss in der österreichischen und der Wiener Gemeinde. Gemessen am enormen Bildungsangebot in Schulen und einer Universität. Sehr verkürzt würde ich schreiben, sie ist ein Spin-Off des Chassidismus mit starker Fokussierung auf äußere Religions- und Sozialarbeit.

Bekanntlich unterscheidet sich das Judentum vom Christentum in vielem, aber speziell auch bei der Missionierung. Die ist den Juden fremd. Womit das Anwerben eines Gläubigen – um es sehr profan auszudrücken – logischerweise bei Nicht-Chabad-Juden passiert. Was wiederum nicht allen gefällt. Und Kritiker schon einmal von einer Sekte sprechen lässt. Per definitionem ist Chabad in Österreich das

keinesfalls, weshalb wir von einer religiösen Bewegung schreiben wollen.

Wikipedia kennt Chabad beziehungsweise Lubawitsch als jüdische Gruppierung, die von Rabbiner Schneur Salman in Ljadi im heutigen Weißrussland im späten 18. Jahrhundert gegründet wurde. Sie ist Teil oder intellektuelle Variante des Chassidismus, einer religiös-mystischen Strömung. Chassidische Anhänger organisieren sich in Gruppierungen oder Dynastien geleitet von deren Rebbes. Zurzeit unterhält Chabad Institutionen und mehr als 5.000 Emissären-Ehepaare, genannt "Schluchim", in rund 70 Ländern. Ihr heutiges Zentrum liegt im Brooklyner Wohnviertel Crown Heights in New York. So weit, so trocken.

Wesentlich eindringlicher und emotionaler klingt das alles, wenn man auf dem Sofa im Wohnzimmer von Rabbiner Biderman Platz genommen hat und ihm mit Blick auf das Grün des Augartens eineinhalb Stunden lauschen darf. Wobei der Augarten keine unwichtige Rolle spielt, wie Biderman betont. Seine Bäume erzeugen eine sehr kontemplative Wirkung. Zwei Männer, die auf Bäume schauen: Es ist eine sehr exklusive Geschichts-

vorlesung, wie sie lebendiger und interessanter nicht sein könnte. Sie beginnt mit dem Chassidismus und dem neuen Selbstbewusstsein von verfolgten Juden vor hunderten Jahren – mehr darüber in diesem NU von berufener Seite als der meinen – und endet in einem Gespräch über das moderne orthodoxe Judentum, das sich auch mit einem neuen Antisemitismus konfrontiert sieht.

Im Wohnzimmer hängt ein Bild des alten, weisen Mannes mit langem Bart. Menachem Mendel Schneerson – nur mehr kurz "der Rebbe" genannt – war das letzte geistige Oberhaupt von Chabad Lubawitsch. 1994 ist er in New York gestorben, im Alter von 92 Jahren. Er hinterließ mehr als 110 Bücher, in denen er seine Gedanken zu jüdischer Philosophie, Talmud, Bibelkunde und Kabbala zum Ausdruck brachte, wie auch mehr als dreißig Bände mit von ihm verfassten Briefen, in denen er auch zu profanen Wissenschaften Stellung nahm.

"Chabad" ist ein Akronym für die hebräischen Worte Chochma, Bina und Daat: Weisheit, Einsicht und Wissen. Das klingt rational, ist aber auch eine emotionale und herzliche Strömung, wie Biderman sagt. Das weißrussische

Zentrum war Lubawitsch - das Dorf der Liebe. Verfolgt wurden sie nach der russischen Revolution von den neuen Sowjets, die Bewegung ging in den Untergrund, viele andere jüdische Gemeinden gaben schlicht auf. An die hundert religiöse Untergrundzellen wurden genutzt, als Gebetsräume oder Talmud-Schulen. Der damalige Rebbe namens Yosef Yitzchak Schneerson wurde verhaftet und zum Tod verurteilt. In der lettischen Regierung gab es zu dieser Zeit ein Mitglied der Chabad-Bewegung, Mordechai Dubin. Er überzeugte die restliche Regierung, den Rabbiner gegen die Freigabe von Getreideexporten freizubekommen. Der Rabbiner konnte in späteren Jahren, unter Vermittlung des US-Präsidenten Roosevelt mit der Hilfe des legendären deutschen Admirals Canaris – eines hohen Spionageoffiziers im Nazi-Deutschland - über Schweden in die USA reisen. Canaris wurde 1945 wegen Kontakten zum Widerstand hingerichtet. Nicht wenigen Chabad-Schülern gelang es, via Shanghai mit Hilfe des japanischen Konsuls in Litauen, Sugihara, dem NS-Mord zu entkommen, zu überleben und später in die USA auszureisen. "Aber kommen wir endlich in die Gegenwart!", fordert Biderman



Versammlung im New Yorker Hauptquartier am 770 Eastern Parkway. Die Synagoge in Crown Heights wird nach ihrer Adresse gern auch nur "770" genannt.

und erzählt: "Es gab eine enorme Veränderung, das europäische Judentum war durch die Nazis zerstört worden. Es waren nicht nur sechs Millionen Juden ermordet, sondern es gab kaum noch Gemeinden, Strukturen und Synagogen", erzählt der Rabbiner. "Der Rebbe' forderte die Chabad-Chassidim, die vor der Schoa eine eher zurückgezogene und bildungselitäre Gemeinschaft war, auf, am Wiederaufbau des Judentums teilzunehmen. Die 'Schluchim' sollten in aller Welt jüdischen Gemeinden dabei helfen. So sind auch meine Gattin Edla und ich 1980 vom Rebben nach Wien geschickt worden. Meine Frau war in Frankreich auf die Welt gekommen, sie kommt aus einer Chabad-Familie. Ihr Vater war in Russland gewesen, war zwei Mal wegen der Führung einer Untergrund-

Jeschiwe im Gefängnis und Lagern". Biderman betont die soziale Arbeit der Chabad-Einrichtungen weltweit - von Hochschulen, Schulen und Kindergärten, aber eben auch Suppenküchen und einigen Gesundheitszentren. Dreizehn Zentren betreibt Chabad in Österreich. Interessanterweise glaubt Biderman an das Wachstum des Judentums in Österreich.

"Die Kultusgemeinde weist 9.000 Personen als Juden aus. Ich treffe ständig Menschen, die jüdischer Abstammung sind und nicht in der Gemeinde sind. Sie wollen nicht auf Listen kommen, sie wollen unter dem Radar bleiben." Wie viele Menschen jüdischen Background hätten oder Juden seien? "Nach meinem Gefühl ist nur jeder oder jede Vierte in der Gemeinde. Ich schätze 40.000 Menschen."

Humorvoll reagiert Biderman auf eine Frage, die nur ein Politik-Journalist stellen kann: Mir war aufgefallen, dass linke israelische Politiker wie Ehud Barak, Jitzchak Rabin oder der ehemalige israelische Präsident Salman Shazar Chabad-Familien entstammen. Diese Tatsache in Kombination mit dem Sozialnetz, das Chabad in den jüdischen Gemeinden knüpft, führt zur simplen Frage: Ist Chabad eine zwar traditionelle, aber doch linke Religionsgemeinschaft? Biderman lacht. "Da war die Linke anders.

Nein, Chabad ist definitiv nicht links, sondern konservativ." Religionen sind im Idealfall immer sozial, Chabad besonders. Ein Chabad-Haus hat immer drei Aufgaben: soziale Hilfe, jüdische Bildung und die Möglichkeit,

Grundlagen der Chabad-Philosophie

Gott

Bezugnehmend auf die Lehre der Kabbala geht die Chabad-Philosophie davon aus, dass Gott alles erfüllt. Das gesamte Universum ist in Gott, und Gott manifestiert sich in der gesamten Schöpfung. Manchmal offen und manchmal verborgen. Er existiert auch jenseits der Natur und menschlichen Wahrnehmung. Immanent und transzendent zugleich (Panentheismus). Er ist die wahre und innere Existenz der Welt, darüber hinaus gibt es nichts anderes. Die Vertiefung darin hebt die Menschen auf ein anderes Niveau und bietet damit eine andere Lebenssicht und Lebensqualität an.

Heiligkeit

Ein heiliges Leben wird nicht dadurch erreicht, dass man sich von der materiellen Welt und der Umwelt löst und ihr entflieht, im Gegenteil: Gott kleidet eine Seele in einen Körper, weil sie eine Mission hat, mit ihrer Inspiration die niedrige Welt zu erheben und sie reiner und besser zu machen. Heiligkeit bedeutet in der Chabad-Lehre, mit spirituellem Licht zu strahlen, so werden wir und unsere Umgebung geheiligt.

Freude

Freude im Dienst Gottes ist nach der chassidischen Schule von grundlegender Bedeutung. Freude und Glücksgefühle sind immer das Ergebnis von Zufriedenheit und Harmonie, wenn Wünsche ihre Erfüllung finden. Die Seele ist ein göttlicher Funke, der danach strebt, sich immer mit der Quelle zu verbinden. Deshalb finden wir inneres und wahres Glück, wenn wir ein Leben führen, in dem wir die Nähe und Harmonie mit Gott spüren. Wenn ein Mensch Gutes tut, findet seine Seele innere Ruhe und Freude, denn so ist sie bei ihrem wahren Element.

Liebe

Liebe ist Verbindung und das Streben danach. Die Menschen sind in ihren Körpern voneinander getrennt, aber ihre Seelen stammen aus einer göttlichen Quelle. Der Körper, das Ego und seine irdischen Bedürfnisse trennen uns, aber wenn wir unser Sein in der Dimension der spirituellen Seele erheben und erfahren, können wir uns wirklich verbinden und vereinen und Nächstenliebe spüren.

Thora

Das Thora-Studium ist nicht wie andere Studien. Und ihr Zweck besteht nicht nur darin, uns Werte und Wissen zu vermitteln. Im Lernerlebnis vereinen sich der Lerngeist und der Lernstoff zu einer Einheit. Gottes Thora ist ein Teil von Ihm, und wenn wir Seine Thora studieren, vereinen wir uns mit Ihm, da dieselbe Thora, in der Er zu finden ist, auch ein Teil von uns wird. Aus diesem Grund nimmt das Thora Studium im Judentum im Allgemeinen und bei Chabad im Besonderen einen so zentralen Platz ein.

Gebet

In Text des täglichen Gebets gibt es Bitten, Lob- und Dankworte, die alle zeigen, dass sich der Betende der Gegenwart Gottes in seinem Leben bewusst ist. Chabad lehrt, wie diese Begegnung mit dem Göttlichen und die Ausgießung der Seele vor ihm eine erhebende Qualität haben und den Rest des Tages inspirieren kann, wenn man sich vor und während des Gebets in Meditation und Gedanken in der Philosophie des Chassidismus vertieft.

312023

 n_{u}

Liberaler Rabbiner und Chassid



Akiva Weingarten hat über sein Leben ein wunderbares Buch geschrieben, in dem er mit deutlicher Kritik, aber ohne Hass sein Leben in der Welt der Satmar-Chassiden beschreibt und seinen dramatischen Weg hinaus.

Akiva Weingarten ist einst aus der ultraorthodoxen Satmar-Gemeinde ausgebrochen und in Deutschland ein liberaler Rabbiner geworden. Er hilft nun anderen jungen Chassiden diesen Weg zu gehen, und versucht gleichzeitig, chassidische Werte zu vermitteln.

VON ERIC FREY

Für Akiva Weingarten sind Chassiden "wie Vögel, die immer im Käfig leben und Fliegen für eine Krankheit halten." Sie kennen nichts anderes als ihre ultraorthodoxe Welt mit ihren unzähligen Geboten, Verboten und der ständigen Angst vor den Folgen von Verstößen. Weingarten ist vor neun Jahren ausgeflogen, hat mit knapp 30 seine Familie und seine Satmarer Chassidengemeinde verlassen und ist dabei sicher gelandet. Er hat am Judentum festgehalten, hat in Deutschland Judaistik studiert, und ist heute Rabbiner von zwei liberalen Gemeinden. in Dresden und Basel.

Weingarten hat mehr Glück gehabt als viele andere Ultraorthodoxe, die diesen Weg einschlagen. Sie verlassen ein extrem restriktives, aber klar geregeltes Leben und landen ohne Ausbildung, ohne Kenntnisse der säkularen Welt und meist ohne persönliche Beziehungen in einer Leere, die allzu oft in den Suizid führt. "Es ist wie bei Transgender-Personen", sagt Weingarten. "Man findet sich in einer Situation, in der man die gesamte Identität verloren hat, alles, was einst Ziel im Leben war, und man muss sich völlig neu definieren. Es ist ein harter, oft komplizierter Weg, der viele Jahre dauert."

Um diesen Menschen zu helfen, hat Weingarten in Dresden die Besht Yeshiva gegründet, die sich selbst als "erste liberal-chassidische Jeschiwa der Welt" bezeichnet. Sie hilft jungen Aussteigern aus chassidischen Gemeinden, sich in der deutschen Gesellschaft zu integrieren und mit dem Judentum verbunden zu bleiben. Für zehn Männer und Frauen hat das kleine Zentrum in Dresden derzeit Platz, doch auf der Warteliste stehen 107 Menschen, die meisten von ihnen aus Israel. Er brauche dringend Spenden, um besser helfen zu können, sagt Weingarten. Denn die Zahl der OTD

("Off the Derech" – "vom Weg abgegangen"), wie sich ultra-orthodoxe Aussteiger nennen, hat in den vergangenen Jahren zugenommen.

Zehn bis 15 Prozent jedes israelischen Jeschiwa-Jahrgangs verlassen ihre Gemeinde und entscheiden sich für ein normal orthodoxes oder säkulares Leben. Das ist auch etwas leichter geworden, seit er den Schritt vor zehn Jahren unternommen hat, sagt Weingarten. Dass seine Eltern in New York den Kontakt mit ihm aufrechterhielten und er nach der Scheidung seine drei Kinder in Israel sehen konnte, war damals noch ungewöhnlich. Die meisten OTD wurden von den Rabbinern für tot erklärt.

Offen für Rückkehrer

Heute würden die Gemeinden etwas toleranter damit umgehen, auch um eine Tür für eine Rückkehr offen zu halten, sagt Weingarten. Und das mache es auch leichter, ein neues Leben zu finden, in dem Judentum immer noch eine Rolle spielt. Aber viele, die in ihrer ultraorthodoxen Gemeinde bereits zweifeln oder verzweifeln, schrecken vor diesem Schritt zurück. Oft sind es die Ehe, die bei Chassiden sehr früh eingegangen wird, und die Liebe zu den meist sehr zahlreichen Kindern, die sie davon abhalten.

Bei Weingarten war es eine Mischung aus persönlichen und intellektuellen Motiven, die ihn gehen ließ: eine unglückliche Ehe mit einer Frau, die überhaupt nicht zu ihm passte, Erfahrungen mit Missbrauch, die Beobachtung von Scheinheiligkeit, und ein immer schon etwas rebellischer Geist. Jahrelang führte er ein geistiges Doppelleben zwischen strengen Ritualen und schwindendem Glauben. "Irgendwann brach das Kartenhaus zusammen", sagt er. "Dann gab es für mich keine Möglichkeit mehr, als zu gehen."

Geboren und aufgewachsen in einer Satmar-Gemeinde in New York, lebte er damals in Bnei Brak, der von Ultraorthodoxen bewohnten Stadt bei Tel Aviv. Vor seinem Ausbruch lernte er Deutsch, was dank der jiddischen Muttersprache nicht schwer war, ersparte sich von seinen wenig ertragreichen Jobs etwas Geld und flog am 6. September 2014 mit 1000 Dollar in der Tasche nach Berlin. Dort landete er in jener von Verwirrung, Ahnungs-

losigkeit und fehlender Unterstützung geprägten Leere, die fast alle OTDs erleben. Sein Glück war, dass er eines Tages an einem Bahnhof von einem Mann angesprochen wurde, der ihn in deutsch-christliche Kreise einführte, die sich mit Judentum und Jiddisch beschäftigen – und ihn unter ihre Fittiche nahmen. Denn wer weiß mehr über Bibel, Talmud und jüdische Philosophie als ein Mann, der dies seit Kindheit jeden Tag studiert hat?

Weingarten hat über sein Leben ein wunderbares Buch geschrieben, in dem er mit deutlicher Kritik, aber ohne Hass, sein Leben in der Welt der Satmar-Chassiden beschreibt und seinen dramatischen Weg hinaus. *Ultraorthodox: Mein Weg* ist im Vorjahr erschienen und hat viel Widerhall in deutschen Medien gefunden, auch weil es die Netflix-Serie *Unorthodox* über die amerikanische Aussteigerin Deborah Feldman und ihrem gleichnamigen Buch so qut komplementiert.

Was ihn auszeichnet, ist sein Festhalten am Chassidismus – aber nicht dem Chassidismus der heutigen Ultraorthodoxie, sondern den ursprünglichen Lehren dieser Bewegung, die im 18. Jahrhundert vom Baal Schem Tov – kurz Besht genannt und Namensgeber seiner Jeschiwa – gegründet wurde. Er trägt am Schabbat chassidische Kleider wie Schtreimel und Kaftan und verwendet für seine Predigten in den liberalen Gottesdiensten chassidische Geschichten und Auslegungen, die er modern interpretiert.

Judentum selbst entdecken

Der Chassidismus, so Weingarten, sei ursprünglich eine Reaktion auf allzu große Strenggläubigkeit im Judentum gewesen und hätte sich auch in eine liberale Richtung entwickeln können. "Das Ziel des Chassidismus war, die Trennung zwischen den Gelehrten und den einfachen Leuten zu brechen", sagt er. "Die Kernidee lautet: Sei fröhlich, sei optimistisch, und sei ein guter Mensch." Chassidische Weisheiten hätten deshalb auch in der US-Mainstreamkultur bis hin zu Hollywood Fuß gefasst. Erst später, und ganz besonders nach der Schoa, wurde Chassidismus zu dem religiösen Korsett, wie man es heute kennt. In der Besht Yeshiva können die Ex-Chassiden "ihr Judentum selbst entdekken und definieren", sagt Weingarten. "Den einen ist koscher wichtig aber der Schabbat nicht, die anderen machen es umgekehrt. Judentum ist so viel mehr als Religion, es ist Herkunft, Kultur, Nation, so viele Komponente, an denen man unabhängig vom Glauben an Gott teilhaben kann."

Sein Ziel sei es auch, das unglaublich große Wissen der Aussteiger und die besondere Spiritualität der Bewegung für jüdische Gemeinden zu bewahren und nutzen und sie so auch zu bereichern. Wenn Weingarten heute Ultraorthodoxen begegnet, empfindet er "eine Mischung aus Mitleid und Verständnis". Es sei ihr gutes Recht, diesen Weg zu wählen. "Aber ihr müsst auch bedenken, dass ihr Kinder habt, und die haben das nicht gewählt; das habt ihr für sie getan. Kinder müssen die Freiheit haben, sich selbst zu entscheiden."

Es ist eine Freiheit, die sich Weingarten und viele andere erst schwer erkämpfen mussten.

Besht Yeshiva Dresden: kontakt@besht.de beshtdresden.org



Akiva Weingarten Ultraorthodox: Mein Weg Gütersloher Verlagshaus 256 S., EUR 20,95,-

Chassidismus



2



Weitere Fotos auf Agnieszka Traczewskas Homepage: agnieszkatraczewska.com/

- 1. The Jewish cemetery, Trzebinia (yid. Treszbin), 2016 Der jüdische Friedhof von Trzebinia, 2016
- 2. Tzaddik Dovid Biderman's yahrzeit, Lelów (yid. Lelov), 2009 Zadic Dovid Bidermans Jahrzeit, Lelow 2009
- 3. The grave of Tsadik Yaakov Isaac Rabinovitz, Przysucha (yid. Pszische), 2017 Am Grab von Zadfik Yaakov Isaac Rabinovitz, Przysucha, 2017
- 4. Children of Meah Shearim, Jerusalem, 2011 Kinder in Mea Shearim, 2011
- 5. The view from the window over roofs of Lódź (yid. Lodz) - with historic succah on the top, 2017 Die Aussicht aus einem Fenster über den Dächern von Lodz mit einer historischen Sukkah, 2017









45

Unorthodox werden



Ultraorthodoxe jüdische Männer und Kinder beim Einkaufen in Bnei Brak nahe Tel Aviv. Immer mehr einzelne Stadtviertel werden religiös.

Jedes Jahr kehren junge
Jüdinnen und Juden dem
ultraorthodoxen Leben
den Rücken. Oft ist dieser
Schritt mit Risiken und
Konsequenzen verbunden.
Private Organisationen bieten Hilfe beim Einstieg in
den säkularen Alltag.

VON TAL LEDER (TEL AVIV)

Während der Dreharbeiten zu einer Dokumentation über Holocaustüberlebende führt der Filmemacher Chaim Wolff die meisten Interviews auf Jiddisch. "Mameluschn" (deutschhebräisch für Muttersprache), sagt er. Der 43-Jährige stammt ursprünglich aus Mea Schearim, einem der ältesten Stadtviertel Jerusalems außerhalb der Altstadt. Als Mitglied einer chassidischen Familie gehörte er bis zu seinem 17. Lebensjahr einer ultraorthodoxen Gemeinschaft an, die sich streng an die traditionelle Auslegung der Tora hält. "Dort aufzuwachsen bedeutete für mich, alle Gebote und Verbote zu achten", erzählt Chaim. "Natürlich gibt es in dieser Welt auch viel Schönes, doch persönlich fühlte ich mich eingesperrt." Schon in der Kindheit diskutierte er mit Freunden über die Existenz Gottes und wieso muss man ihn fürchten und treu ergeben sein muss.

Da er die Lebensweise seiner Gemeinschaft häufig infrage stellte und rebellierte, kam er im Laufe der Jahre oft mit seiner Religion in Konflikt. Unabhängig und selbstbestimmend zu leben, davon träumte er. "Freiheit gehört zu den zentralen Begriffen der menschlichen Ideengeschichte", sagt Chaim. "Es ist eine Möglichkeit, ja fast schon ein Luxus, ohne Zwang zwischen unterschiedlichen Möglichkeiten auszuwählen und zu entscheiden."

Anders als viele ultraorthodoxe Juden wollte er bei den israelischen Streitkräften dienen. Als er kurz vor seiner Volljährigkeit die Einberufung zum Wehrdienst erhielt, sah er darin seine Chance: "Mit 18 Jahren würde mir meine zukünftige Ehefrau vorgestellt werden. Ich wusste schon von klein auf, dass ich niemals so leben möchte und folgte meinem Herzen." Tags darauf rannte er davon.

Schon lange gibt es eine Organisation, die religiösen Aussteigern wie Chaim hilft und beratend zur Seite steht, und so kam er mit Hillel in Kontakt. Die NGO ermöglichte ihm den Übergang. "Seit 26 Jahren helfen unsere Sozialarbeiter und Psychologen und bieten viele Dienstleistungen an, um die Abtrünnigen auf das neue Leben vorzubereiten", erzählt Direktor Jair Hass. Obwohl dazu häufig Bildungsmaßnahmen gehören, wird die Organisation nicht vom Bildungsministerium gefördert, sondern hauptsächlich durch private Geldgeber.

Nach seinem Armeedienst, wo er in einer Infanterieeinheit diente, konnte Chaim mit Unterstützung von Hillel das Abitur nachholen. In der Folge wurde ihm geholfen und ermöglicht, Theater-, Film- und Medienwissenschaft zu studieren. "Zu dieser Zeit entdeckte ich den Dokumentarfilm", erzählt er. "Ich war fasziniert davon,

"Natürlich sind die Gründe stets unterschiedlich und persönlich. Bei einigen kann es der soziale und emotionale Aspekt sein, der in dieser starren Struktur zum Schweigen gebracht wird, bei anderen wiederum die sexuelle Ausrichtung. Durch die digitalen Medien ist der Zugang zur verbotenen Welt heute auch einfacher".

bestimmte Themen filmisch zu präsentieren." Seine Arbeit kann sich sehen lassen, einige seiner Filme haben in Israel Preise gewonnen. Mit seiner Ehefrau Noga und den drei gemeinsamen Kindern lebt er im Norden von Tel Aviv. "Religion spielt bei mir fast keine Rolle mehr, aber die Tradition ist schön, vor allem die Feiertage."

Nach all den Jahren hat Chaim heute kaum Kontakt zu seiner Familie. Für die ist er gestorben. Nur seine Großmutter trifft er noch manchmal.

Neue Wege

In Israel leben ungefähr 800.000 ultraorthodoxe Juden, was zehn bis zwölf Prozent des Landes ausmacht. Diese Chassidim leben meistens in abgeschotteten Bezirken, wie Mea Schearim in Jerusalem oder in Bnei Brak nahe Tel Aviv. Doch auch immer mehr einzelne Stadtviertel werden religiös.

Allerdings bleiben nicht alle Menschen, die in dieser Umgebung aufwachsen, bei diesen Überzeugungen. In ihrem 2014 auf Englisch erschienenen Buch Unorthodox werden: Geschichten ehemaliger Chassidim erklärt Lynn Davidman, dass die meisten das orthodoxe Judentum nicht durch die Verführung der säkularen Welt verlassen, sondern die Strenge und den Druck ihrer Gemeinden nicht mehr aushalten. Sie erleben die Gesetze der Religion als eine Quelle des Schmerzes und wollen von dort ausbrechen.

Natürlich sind die Gründe stets unterschiedlich und persönlich. Bei einigen kann es der soziale und emotionale Aspekt sein, der in dieser starren Struktur zum Schweigen gebracht wird, bei anderen wiederum die sexuelle Ausrichtung, bis hin zum Interesse an Naturwissenschaften. Durch

die digitalen Medien ist der Zugang zur verbotenen Welt heute auch einfacher. Laut den Informationen der Organisation Out for Change verlassen jährlich etwa 1300 Personen im Alter bis zu 25 Jahren das orthodoxe Judentum. Die NGO steht für jeden Abtrünnigen offen und kann dank eines Zuschusses der Shusterman Foundation den Hilfesuchenden in vielen Bereichen zur Seite stehen, so auch der 29-jährigen Sarah Schlesinger. Sie wuchs in Bnei Brak auf und lebte, bis sie 17 war, als ultraorthodoxe Jüdin. Die Konflikte begannen während der Pubertät, als sie sich Fragen über ihr Leben stellte. Als sie sich in einen gleichaltrigen Charedi verliebte, mussten sie ihre Beziehung geheim halten, denn das Berühren des anderen Geschlechts ist bis zur Hochzeit strikt verboten. "Wir mussten unsere Zuneigung füreinander verheimlichen. Dies belastete mich emotional." Auch weil ihre Eltern einen passenden Mann für Sarah ausgesucht hatten: "Ich sollte jemand heiraten, den sie für richtig hielten, dabei gehörte mein Herz jemand anderen."

Gemeinsam verließen beide vor über zehn Jahren ihren Heimatort und lebten zunächst bei einer Tante von Sarah, die einige Jahre zuvor ebenfalls der Religion abtrünnig wurde. Diese Tante ermöglichte den Kontakt mit Out for Change. "Die Organisation stellte den Kontakt zu Hillel her, welche uns beim Übergang in die säkulare Welt half", erzählt sie: "Wir wohnten im Kibbuz Maagan Michael an der Küste vor Haifa. Ein Jahr später dienten wir in der israelischen Armee und holten auch unseren Schulabschluss nach."

Hillel half ihr auch, ein Stipendium zu bekommen, um Psychologie an der Universität in Tel Aviv zu studieren. In diesem Beruf ist sie heute tätig. Mitt-

lerweile ist sie mit ihrer Jugendliebe verheiratet und Mutter von Zwillingen. "Die Hochzeit verlief natürlich ganz nach jüdischer Tradition", sagt Sarah. Heute hat sie auch wieder Kontakt zu ihren Eltern: "Es hat lange gedauert, bis sie mein Leben akzeptierten, doch sie wollten auch nicht ihr Kind verlieren." Sie erklärt, dass sie durch ihren Ausstieg nicht das Judentum verlassen habe: "Hin und wieder besuche ich eine Synagoge", erklärt Sarah. "Das Spirituelle an meiner Religion fasziniert mich eben mehr als die Dogmen irgendwelcher Rabbiner. Außerdem interessiere ich mich auch für andere Philosophen außerhalb des Judentums."

Viele ehemalige orthodoxe Juden sehen sich selbst nicht als Abtrünnige. Sie haben aus ihrer Sicht einen neuen Weg gefunden. "Wir leben nicht nach den strengen Regeln der Tora, sondern verstehen uns als weltliche Juden", sagt Chaim. Selber sieht er sich wie einen Kulturkritiker, der alles hinterfragt, aber trotzdem ein säkulares Judentum lebt. "Unsere Mischpoche muss das akzeptieren und dadurch einen Weg zu uns finden" sagt er auf Jiddisch. "Alle zusammen."

Das Team des Green Peak Festivals wünscht ein frohes Neues Jahr!

GREEN PE K FESTIVALL

שנה טובה

Green Peak Festival am 22 09

Kabbalist der zeitgenössischen Literatur



Verloren in Amerika: Isaac Bashevis Singer, 1975 in New York. Die US-Metropole verwirrte, überforderte und inspirierte den autobiografischen Geschichtenerzähler.

Isaac Bashevis Singer, literarischer Archivar chassidischer Kultur, ist der einzige jiddische Autor, der mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde. Jede seiner Figuren macht ein Stück von Singers eigener Lebensgeschichte unsterblich.

VON ANDREA SCHURIAN

Shots baym hodson hieß der Fortsetzungsroman, den Isaac Bashevis Singer (1902/04-1991) zwischen Jänner 1957 und Jänner 1958 in der jüdischen Zeitschrift Forverts veröffentlichte, auf jiddisch selbstverständlich, so wie vorher und nachher alle seine Romane, Erzählungen und Essays. Das Jiddische war seine Welt. Die wollte er vor dem Verschwinden bewahren. ebenso wie sein Bruder Israel Joshua Singer 1893-1944). Verfasser etwa des Romans Di brider Aschkenasi (Die Brüder Aschkenasi) sowie seine Schwester Esther Singer Kreitman (1891-1954), die 1936 ihren ersten, auch ins Deutsche übersetzten Roman *Der* Sheydims Tants (Tanz der Dämonen) veröffentlichte. Entstanden im mittelhochdeutschen Sprachraum, wurde

Jiddisch zunächst zur Alltagssprache des Schtetls und im 19. Jahrhundert auch zur modernen Literatursprache, die vor allem durch zwei Bewegungen gefördert wurde: durch den Chassidismus und die Haskala, also der innerjüdischen Aufklärung.

Gewinen oder farlirn

Schätzungen zufolge verwendeten vor dem Zweiten Weltkrieg mehr als zehn Millionen Menschen weltweit das Jiddische als Alltagssprache, heute sind es höchstens noch einige Hunderttausend.

Auf die Frage, welcher Nationalität er sich zugehörig fühle, antwortete Singer, gebürtiger Pole, der auch in Russland, jedoch die meiste Zeit seines Lebens in den USA lebte, stets: "Ich bin ein jiddischer Schriftsteller." Das Jiddische als Sprache der ostjüdischen Aschkenasen war für ihn
Sprachheimat. "Men fregt mich oft,
far woß schraibßte jiddisch?", man
habe ihn oft gefragt, warum er jiddisch
schreibe. Warum nicht, frage er dann
zurück, schließlich hätten beide Eltern jiddisch gesprochen: "Doß is majn
schprach. In der dosiker schprach will
ich gewinen oder farlirn". Bekanntlich
gewann er in dieser Sprache im Jahr
1978 als bisher einziger jiddischer Autor den Nobelpreis für Literatur.

Singer wollte der chassidischen Welt seiner Eltern entkommen - und wurde doch stets von ihr eingeholt. In Shots baym hodson erzählt er von der (Über-)Lebenskunst osteuropäischer Juden, die vor "Hitlers shekhites" (Hitlers Schlächterei) ins New Yorker Exil flüchteten. Erst vierzig Jahre nach der Erstveröffentlichung wurde der Roman zuerst ins Englische, 2001 unter dem Titel Schatten über dem Hudson auch ins Deutsche übersetzt. Singer bevölkert diese Comédie humaine (wie auch all seine anderen literarischen Werke) mit Figuren und Geistern, die ihm von Kindheit und Jugend an aus dem polnischen Schtetl vertraut waren.

Da ist einmal der Warschauer Kaufmann Boris Makaver, der in Ger eine Talmudschule besucht hat, reich heiratet, als Witwer nach Berlin zieht, schließlich vor den Nazis nach New York flieht und im Exil wieder fromm wird. Oder Makavers ehemaliger Jeschiwa-Kollege, der Arzt Solomon Margolin, der zum Atheisten wird, nachdem ihn seine Berliner Frau wegen eines Nazis verlassen hat. Den Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden erachtet er als "reine Gedankenkonstruktion". Dann gibt es den Berliner Nachhilfelehrer Hertz Grein.

Der Sohn eines Thora-Schreibers wählt ein weltliches Studium, brennt mit einem Mädchen nach Amerika durch, bringt es als Börsenmakler zu Wohlstand und übersiedelt nach Liebesverirrungen zwischen drei Frauen ins orthodoxe Viertel Mea Shearim in Jerusalem.

Auch in seinem posthum veröffentlichten Buch Meschugge geht es um jüdische Exilanten, die sich in New York ein hermetisch abgeschlossenes Paralleluniversum schaffen, um die aus der osteuropäischen Heimat mitgebrachten chassidischen Kultur zu bewahren. Meschugge, schrieb die FAZ damals, versammle alle Motive Singers: "Die Spannung zwischen erotischem Vitalismus und traditioneller Moral, zwischen Willensfreiheit und Fatalismus, aufgeklärter Talmudgelehrsamkeit, jiddischer Dämonologie und chassidischer Emotionalität."

Rabbiner-Dynastie

Väterlicherseits stammte Isaac Bashevis Singer aus einer chassidischen Rabbiner-Dynastie, einer seiner Vorfahren soll sogar Schüler des legendären Baal Shem Tov gewesen sein. Auch Singers Mutter Bathseba war Tochter eines Rabbiners, doch ihre Frömmigkeit unterschied sich deutlich von der mystischen Frömmigkeit ihres chassidischen Mannes. Ihr Rationalismus faszinierte ihren Sohn und beeinflusste sein Denken.

Sein Leben lang pendelte er zwischen rationalistischen und frommen Welten. Bashevis, den Genitiv der jiddischen Version des mütterlichen Namens – Basheve, wählte er als Pseudonym bei seinen ersten Veröffentlichungen, später fügte er ihn als Mittelnamen ein. Geboren 1904 (oder 1902, da streiten die Biografen) als Icek Hersz Zynger, wuchs Isaac Bashevis

Singer zunächst in Rdazymin auf, wo sein Vater Pinchos Menachem Zynger am Hof eines chassidischen Rabbiners Arbeit fand.

1908 übersiedelte die Familie in die Warschauer Krochmalna-Straße, die er in seinem grandiosen Opus Magnum, dem tausendseitigen Generationenroman Die Familie Moschkat über die Vernichtung polnischen Judentums, zu einem der Hauptschauplätze machte. Gemeinsam mit Das Erbe und Das Landgut, den beiden anderen Teilen seiner epischen Trilogie, erzählt er darin mit wehmütigem Humor von polnisch-jüdischem Leben zwischen dem Aufstand gegen das zaristische Russland im Jahr 1863 einerseits und dem deutschen Einmarsch in Polen 1939

Archiva

Singer war der literarische Archivar einer versunkenen, chassidischen Welt. In dieser zwischen Warschau, Wilna, Brody, Radzymin und Klein-Terschpol angesiedelten Trilogie erzählt er mit seinem so speziellen, wehmütigen Humor vom Auseinanderbrechen alter Familien, vom Verschwinden von Traditionen im grellen Licht einer neuen Zeit, von Hoffnungen, Intrigen, Lieben, von seelischen Verwerfungen. "Literatur", sagte er einmal, "ist das Fenster zur Seele des Menschen."

Pinchos Menachem Zynger, dem sein Sohn mit dem Buch Mein Vater, der Rabbi ein literarisches Denkmal setzen sollte, legte größten Wert auf eine streng religiöse, chassidische Erziehung seiner Kinder, hielt sie zum Studium der Thora, der Kabbala und anderer jüdischer Bücher an. Theaterbesuche waren verpönt, daheim gab es des Glaubens wegen weder Bilder noch Teppiche oder anderen Zierrat, selbst das ausgelassene Feiern zu

"Auch Singers Mutter Bathseba war Tochter eines Rabbiners, doch ihre Frömmigkeit unterschied sich deutlich von der mystischen Frömmigkeit ihres chassidischen Mannes. Ihr Rationalismus faszinierte ihren Sohn und beeinflusste sein Denken."

Chassidismus

Purim missbilligte der Vater. Seinen Sohn Isaac sei ein Atheist, klagte er, da er den Gotteszweifler Baruch Spinoza verehrte und wohl an Gott, nicht aber an jedes Dogma, erst recht nicht an eine absolute Wahrheit glaubte. Singer, der sich selbst als politisch konservativ einschätzte, fühlte sich keinem politischen System oder einer Partei zugehörig, aber trotz oder gerade wegen seiner Zweifel ausschließlich seinem jüdischen Glauben.

Singers Glaubensbekenntnis, so hieß es anlässlich seines hundertsten Geburtstags in einer Würdigung, sei das eines Mannes gewesen, der um das Undenkbare wusste und daran zweifelte, dass es sich überhaupt ausdrücken ließ. Dennoch studierte er ein paar Semester an einem fortschrittlich-orthodoxen Warschauer Rabbinerseminar, ehe er zu schreiben begann und schließlich am 19. April 1935,

just einen Tag vor Hitlers Geburtstag, seinem Bruder Israel Joshua Singer nach Amerika folgte.

New York, diese Stadt "mit allen Anzeichen eines wildgewordenen Gehirns" verwirrte und überforderte ihn, seine Eingewöhnungs- und Anpassungsschwierigkeiten in dieser lauten Stadt verarbeitete er in dem autobiografisch grundierten Roman Verloren in Amerika.

Singer selbst bezeichnete das Buch als "Fiktion vor dem Hintergrund von Wahrheit". Es dauerte Jahre, bis der Kabbalist vom East Broadway (so der Titel eines Erzählbands) seine Lebens- und Schaffenskrise überwinden konnte. Genau genommen legte er nach einer siebenjährigen Schreibblockade seine literarischen Zukunftsabsichten fest: Ein jiddischer Schriftsteller in Amerika müsse zugunsten der Vergangenheit auf die Gegenwart

verzichten. Er selbst könne nur über Osteuropa schreiben, wo sich die jiddische Sprache aus dem alltäglichen religiösen und weltlichen Leben speiste. Es sei, sagte sein Schriftstellerkollege Henry Miller (1891–1980) voll der Bewunderung, "eine wunderbare, wunderbare Welt, diese schrecklich schöne Welt von Isaac Bashevis Singer!"

1940 heiratete Singer die vor den Nazis aus Deutschland geflohene Alma Wassermann, geborene Haimann (1907–1996), 1943 bekam er die amerikanische Staatsbürgerschaft. Berühmte, jüdische Schriftstellerkollegen übersetzten seine jiddischen Bücher ins Englische, darunter Saul Bellow den Erzählband Gimpel der Narr.

Isaac Bashevis Singer, der Kabbalist der zeitgenössischen Literatur, starb im Sommer 1991 in Florida.



"Is a prächtige welt!"



"Jiddisch zu singen, ist zur Sprache meiner Neshume, meiner Seele, geworden." Ihre Lieder sind kein Aufguss von bekannten Schlagern, sondern neue Songs oder ins Jiddische übersetzte Ohrwürmer.

Die Schweizer Songwriterin Lea Kalisch ging mit zwanzig nach New York, um die Sprache für ihre Lieder zu finden. Seither singt sie jiddisch – mitunter mit einem Schtreimel am Kopf.

VON RENÉ WACHTEL (TEXT) UND OURIEL MORGENSZTERN (FOTOS) Lea Kalisch kommt gerade von einem Termin mit Bela Korenyi, mit dem sie einige Lieder für dessen You-Tube-Kanal aufgenommen hat, wo man übrigens auch ziemlich viele Clips von und mit Songwriterin finden kann. Kalisch kennt die Stadt und hat hier familiäre Bindungen, denn ihr Vater, Robert Kalisch, war ein bekanntes Mitglied der Wiener jüdischen Gemeinde, ehe er nach Zürich auswanderte. Immer wieder ist Kalisch mit ihren jiddischen Liederabenden auch in Wien aufgetreten, etwa im Porgy

and Bess oder im Theater Akzent. Als kleines Mädchen war sie noch vom Eislaufen fasziniert, weshalb sie und ihre Schwester eine Karriere als professionelle Eiskunstläuferinnen einschlugen.

Doch dann schlug das Pendel eindeutig Richtung Kunst aus und die Eltern unterstützten vorbehaltlos ihren Wunsch, eine Tanzausbildung zu absolvieren: "Sie haben nie gesagt: Du musst Medizin oder Jus studieren." Kalisch begann ihre Ausbildung in Zürich, ehe sie ein Stipendium in New



York ergattern konnte. Großes Glück, denn ihr damals gar nicht bescheidenes Ziel lautete schlicht, am Broadway aufzutreten. In New York habe sie sich gefühlt, als sei sie neu geboren worden, erzählt sie: "Ich habe eine ganz neue Freiheit erlebt – ein Gefühl, das bis heute anhält." Acht Jahre lebt sie nun schon in New York, mittlerweile hat sie ihre eigene Bühnenshow. Sie singt, tanzt, präsentiert sich in verschiedensten Kostümen. Nur das Tanzen am Broadway, das war dann doch nicht das Wahre und weit entfernt von ihrer Wunschvorstellung: "Am Broadway ist viel Schein, viel Geschäftemachen und wenig Kunst. Und die Tänzer sind die Ärmsten. Du stehst stundenlang bei Auditions an, und für wenig Geld bekommst du vielleicht eine kleine Rolle in einem Stück, das nach ein paar Wochen wieder abgesetzt wird."

Jiddisch ist sexy

Doch dann änderte ein ganz besonderer Abend ziemlich viel – zumindest in ihrem künstlerischen Leben. Ihr Vater war auf Besuch in New York, gemeinsam ging man in ein Theater,

in dem Arthur Millers Der Tod eines Handlungsreisenden gespielt wurde – auf jiddisch. Sie sei sehr berührt, elektrisiert gewesen vom Klang der Sprache. Freilich kannte sie von ihrem aschkenasischen Elternhaus in der Schweiz einige jiddische Brocken. Hier am Theater aber bemerkte sie plötzlich die Vielfalt, die Einzigartigkeit der Sprache ihrer Vorfahren.

Vater Kalisch ist ein Mann der Tat. Und als die Tochter ihm erzählte, dass sie bei genau dieser Schauspielgruppe mitmachen möchte, kontaktierte er deren Leiter. Nach einigem Hin und Her bekam sie tatsächlich eine Rolle und konnte spielen – auf jiddisch! Es war Lea Kalischs Geburtsstunde als jiddische Künstlerin: "Yiddish is sexy and sultry!"

Für ihre Programme sucht sie jiddische Texte von Holocaust-Überlebenden, besucht Kurse über jiddische Sprache und Geschichte. Bei einem dieser Kurse lernte sie auch ihren Verlobten kennen, einen Rabbiner einer reformierten Gemeinde in Minneapolis mit etwa 2.000 Familien. Seither ist Minnesota ihr Rückzugsgebiet aus

dem hektischen New York, wo sie bei ihrem Mann ihre Songs komponiert und ihre vielen Video-Clips produziert: "Minnesota ist der eigentliche Ort meiner Kreativität", so Kalisch. Von hier aus verhandelt sie mit Kollegen und Agenten, erledigt aber auch die Finanz- und Terminplanung: "Da kann ich mich in Ruhe auf alles vorbereiten."

In New York folgt dann die Umsetzung, wo sich Arrangeure ihres Vertrauens ihrer Lieder, in denen sie gern Stilelemente wie Hip-Hop, Rap oder Jazz mixt, annehmen. Und diese Lieder sind nicht der nächste Aufguss von bekannten Schlagern, sondern neue Songs oder ins Jiddische übersetzte Ohrwürmer wie Is a prächtige welt (What a Wonderful World). "Jiddisch zu singen ist zur Sprache meiner Neshume, meiner Seele, geworden!"

Chassidismus und Hip Hop

Dennoch hat Kalisch nicht vor, sich später irgendwann ganz nach Minneapolis zurückzuziehen. "Nein, mein Leben wird sich nicht ändern! Ich engagiere mich schon jetzt in der Gemeinde in Minneapolis. Mein Le-

"Im Unterschied zu jüdischen Künstlern in Europa, die hauptsächlich vor jüdischem Publikum auftreten, möchte ich mit meiner neuen jüdischen Interpretation alle Menschen erreichen. Mein Leben wird immer die Kombination aus Chassidismus und Hip-Hop sein."

ben wird immer die Kombination aus Chassidismus und Hip-Hop sein. Mein Verlobter versteht das, er spielt auch Gitarre und in einigen Videos sieht man uns zusammen." Inspiriert habe sie auch ihr Großvater, ein Holocaust-Überlebender. Mit ihren jiddischen Liedern hält sie die Erinnerung wach an die Poesie, an die Traumata und die Kultur dieser untergegangenen Welt. Ihr Anliegen sei es, so Kalisch, die jiddische Kultur wiederzubeleben und neu zu interpretieren, das Jiddisch möglichst vielen Menschen nahe- und in Verbindung zu anderen Sprachen bringen. In vielen ihrer Lieder kombiniert sie Jiddisch deshalb mit Französisch, Deutsch oder Englisch. "Im Unterschied zu jüdischen Künstlern in Europa, die hauptsächlich vor jüdischem Publikum auftreten, möchte ich mit meiner neuen jüdischen Interpretation alle Menschen erreichen." Ihr Traum: Beim Super-Bowl in der Halbzeitshow mit jiddischen Liedern aufzutreten.

Als Kunstfigur "The rebbenzen Lea" trägt sie einen Schtreimel, den Hut ultraorthodoxer Juden, wie etwa in dem in Jerusalem und am Times Square gedrehten Videoclip zu Eshet Chayil of Hip Hop. Streng religiöse Juden feinden sie deshalb an, liberale feiern sie. "Es ist wie ein Fetisch. Es ist ein

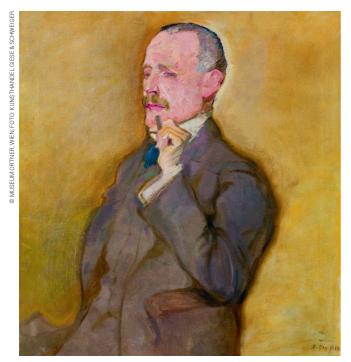
Fashion-Statement und ich denke, er schaut gut aus bei Frauen. Für mich er ist auch ein Symbol für Frauenpower und ein Zeichen von Jüdischkeit." Oder wie eine Musikkritikerin einmal schrieb: "Klezmer meets Sprechgesang, weltversöhnend, dabei aber mit Lyrics, die far too explicit sind, als dass der Song für den Eurovision Song Contest in Frage käme. Zensur-Beep hin oder her."

Infos über Auftritte, und Veröffentlichungen finden Sie unter:

leakalisch.com



Unterwegs in Wien: NU-Autor René Wachtel mit Lea Kalisch alias The rebbenzen Lea



Der leere Hintergrund als Projektionsfläche: "Porträt Ernst Koessler", 1910.



Die Hände als neurotisches Bollwerk: "Porträt Egon Schiele", 1912

Mehr als nur die zweite Geige

Maler, Musikkenner, Freund von Schiele, Feind von Kokoschka: Das Leopold Museum widmet Max Oppenheimer im Herbst eine umfangreiche Werkschau.

VON NICOLE SCHEYERER

Die Augen verschattet, das Gesicht in gelb-grünem Teint und dennoch eine attraktive Figur: Im Jahr 1910 verewigte Egon Schiele seinen Freund Max Oppenheimer als Dandy wie aus dem Bilderbuch. Das Porträt zeigt den jungen Künstler mit einer knochigen Hand vor der Brust, sein Anzug wird zur schwarzen Fläche. Besonders fasziniert der abgründige Blick des Lebemanns. Ganz anders dagegen das Bildnis, das Oppenheimer zur selben Zeit von Schiele anfertigte. Das Ölbild zeigt den fünf Jahre jüngeren Kollegen abweisend, fast mürrisch, die Hände wie ein neurotisches Bollwerk verschlungen vor sich. Während bei Schiele

noch die Eleganz des Jugendstils dominiert, zielt Oppenheimer auf psychologischen Tiefgang. Beide streben nach Expressivität, jedoch mit ganz unterschiedlichen Mitteln.

Fast dreißig Jahre liegt die letzte Wiener Retrospektive zu Max Oppenheimer zurück. Damals brachte der Kunsthistoriker Tobias Natter, spezialisiert auf die Epoche "Wien um 1900", dessen weitverstreute Werke im Jüdischen Museum Wien zusammen. Nachdem der jüdische Künstler 1938 fliehen musste, zerstörten und konfiszierten die Nazis die Bilder in seiner Wohnung. Oppenheimer starb 1954 in New York und geriet in Vergessenheit. Nun widmet das Leopold Museum dem "Expressionisten erster Stunde" eine große Werkschau.

Porträtist der Künstler

Oppenheimer wurde 1885 in ein assimiliertes Wiener Elternhaus geboren. Sein Vater war Redakteur der Neuen Freien Presse und Mitherausgeber der Blätter für Theater, Musik und Kunst. Bereits mit 15 Jahren begann der Journalistensohn an der Akademie der bildenden Künste zu studieren. An-

schließend wechselte er an die Prager Kunstakademie, wo er vom deutschen Impressionismus beeinflusste Landschaftsbilder schuf. Der junge Maler nahm ab 1906 immer wieder an Ausstellungen der Secession teil.

Als Heinrich Mann für eine Lesung in Prag weilt, bekommt Oppenheimer die Chance, den deutschen Schriftsteller zu malen. Zurück in Wien, macht er sich als Porträtist der Künstler- und Intellektuellenszene, mit der er von klein auf vertraut ist, einen Namen. Geistesgrößen wie Karl Kraus, Stefan Zweig, Arthur Schnitzler und Sigmund Freud sitzen für ihn Modell. Oppenheimer stellt die Personen vor leerem Hintergrund dar, ebenso wie in seinem Selbstporträt, das 1908 in der Wiener Kunstschau präsentiert wird.

Während Oppenheimer Schiele als Freund gewinnt, kippt die anfängliche Sympathie für Kokoschka bald ins Gegenteil. Der Liebhaber von Alma Mahler wittert in dem jüngeren Kollegen einen Konkurrenten. OK, wie Kokoschka seine Bilder markiert, wirft dem mit MOPP signierenden Kollegen bald vor, seinen Malstil abzukupfern. Als Oppenheimer 1911 in der Münch-

ner Galerie Thannhauser seine erste Soloschau hat, wird das Ausstellungsplakat zum Streitapfel.

Der Blutende nennt Oppenheimer seine dramatische Darstellung eines nackten Mannes mit einer rot klaffenden Wunde in der Brust. Der homosexuelle Künstler benutzt eine Lithografie des Gemäldes als Plakatsujet für die Schau, worauf ihm Kokoschka vorwirft, bei dem Bild handle es sich um ein Plagiat. Und zwar hätte er Kokoschkas Selbstporträt mit Wunde kopiert, das 1910 die Expressionisten-Zeitschrift Der Sturm zierte.

Angesichts solcher Attacken ist es kein Wunder, dass sich Oppenheimer von der Wiener Szene abwendet. In Berlin stellt er im Salon des Kunsthändlers Paul Cassirer aus und darf die Ehefrau des Galeristen, Tilla Durieux, porträtieren, eine unter Künstlern als Modell gefragte Schauspielerin. Das Bild befindet sich heute im Besitz des Leopold Museums. In dem

zersplitterten Faltenwurf von Durieux' Kleid schlägt sich bereits das Interesse am Kubismus durch. Wiewohl von gedeckter Farbigkeit, fesselt das Dreiviertelbild durch den verlorenen Ausdruck der Dargestellten.

Radikal und zudem homoerotisch aufgeladen, inszeniert Oppenheimer 1913 Die Geißelung. Wie in einem Reigen kreisen darin nackte Peiniger um ihr Opfer. Der Bildaufbau zeigt auch den Einfluss von Altmeister El Greco. Ein vergleichbares Kompositionsschema hatte der Künstler bereits in Operation angewendet, wo er Chirurgen spiralförmig um einen offenen Leib anordnet. Am Futurismus geschult, bringt Oppenheimer Dynamik in seine Gruppenbilder und einen Rhythmus, der seinem späteren Lieblingsmotiv, der Musik, entspricht.

Im Jahr 1915 übersiedelt der Künstler nach Zürich, wo er neben eigenen Ausstellungen das dadaistische Cabaret Voltaire mitbegründet. Der passionierte Geiger möchte Malerei und Musik verbinden. Seine Stillleben mit Violinen kommen gut an. Noch in Wien 1926 beginnt er mit seinem monumentalen Hauptwerk Gustav Mahler dirigiert die Wiener Philharmoniker, das er erst im amerikanischen Exil 1952 beenden kann.

Anlässlich des 150. Geburtstags von Mahler 2010 präsentierte das Belvedere das Großgemälde zusammen mit anderen Instrumenten- und Musikerbildern des vertriebenen Künstlers. "Die Verbindung von Musik und Malerei sollte für Oppenheimer zu einem überlebenswichtigen Heilmittel in der Fremde werden", hieß es zu der damaligen Ausstellung. Nach seinem Tod 1954 gerät Maximilian Mopp, wie er sich in den USA nannte, in Vergessenheit. Höchste Zeit, einen frischen Blick auf den Künstler zu werfen, der viel mehr als nur die zweite Geige spielte.

Vierzig Briefe aus der Hölle

Es sind insgesamt vierzig Briefe eines alten Mannes, die Juri Vinograd an seine geliebte Tochter Anna, die in Israel lebt, schreibt. Verfasst im russischen Angriffskrieg auf die Ukraine, beginnend am 24. Februar 2022 bis zu seiner Ankunft am Flughafen Ben Gurion im Winter 2022. Hier soll Juri nun, fern seiner geliebten Heimat, im Alter von 73 Jahren ein neues Leben beginnen.

Zusammengetragen hat die 160-seitige Chronologie Juris Schwiegersohn, Arye Sharuz Shalicar, ein prominenter deutsch-persisch-israelischer Politologe, Politikberater und Schriftsteller. Shalicar verzichtet gänzlich auf stilistisches Zubehör und wählt zum Schutz der realen Personen - seines Schwiegervaters, seiner Frau, die wie Shalicar in Israel lebt - andere Namen. Es sei ein von wahren Begebenheiten inspiriertes Tagebuch, sagt Shalicar, Juri Vinograd ist somit das Pseudonym seines Schwiegervaters, der 1949 als Kind von Schoa-Überlebenden in Cherson geboren wurde.

Jeder dieser Briefe ist ein beklemmendes, schlicht geschriebenes Dokument dafür, dass die Schrecknisse des Krieges nicht nur die Soldaten am Feld erfahren, sondern auch die Zivilbevölkerung. Cherson wurde gleich in den ersten Tagen des Ukrainekrieges von russischen Truppen angegriffen. Vinograd erzählt von seinem letzten Geld, von den Machenschaften der Parteien, vom Kampf um das tägliche Essen, vom Bekanntwerden von Massakern der Russen. Vinograd schreibt seiner Tochter von den Kollaborateuren, die im Auftrag der Russen Menschen suchen, von Nachbarn, die plötzlich verschwinden, weil sie geflohen sind oder von den Russen mitgenommen wurden.

Er beschreibt das Leben unter der Besatzung. Aber das Buch beinhaltet auch bewegende Briefe über seine Besuche in der Synagoge. Obwohl jüdisch, war er selten dort. Jetzt im Krieg sucht – und findet – er freitagabends plötzlich wieder ein Gemeinschaftsgefühl. Der Krieg kehrt nach Cherson

zurück, als ukrainische Truppen die Stadt befreien. Er verharrt nur mehr vor dem Computer, surft im Internet, schaut Videos vom Krieg an, hofft, bald befreit zu werden. Und tritt dann doch die Flucht an, verlässt nach 73 Jahren seine Heimat.

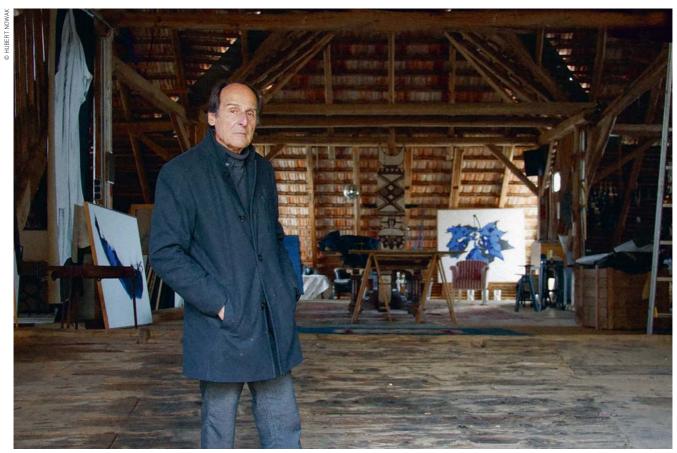
Die Techniken des Krieges haben sich verändert, doch nach der Lektüre dieses Buchs weiß man, dass die Verzweiflung der Menschen im Krieg dieselbe geblieben ist. (René Wachtel)



Arye Sharuz Shalicar, Juri Vinograd Tagebuch aus Cherson Vom Leben und Überleben im Krieg in der Ukraine FinanzBuch Verlag 160 S., EUR 15,95,-

55

"Mein Frühwerk mache ich im Alter"



Hält zeitgenössische Kunst in Museen generell für problematisch. "Museen sind ein Beerdigungsinstitut", meint Manfred Bockelmann in seiner Kunst-Scheune.

Manfred Bockelmann ist ein Philosoph seiner selbst. Er vermag sich wie von außen zu betrachten. Ein Maler der Stille wird achtzig, und scheut sich auch nicht vor lauten Botschaften seiner Bilder.

VON HUBERT NOWAK

Vom Wohnzimmer fällt sein Blick auf die ineinander fließenden Horizonte der Kärntner Berge, dahinter die Karawanken. Diese Unendlichkeit der Weite war ihm oft das Motiv für seine abstrakten Landschaften. Je älter er wird, desto mehr geht er ins Detail. Ein Baumstrunk, ein hingeworfener Bademantel, ein Gesicht wird mit all seinen Adern. Fasern und Schatten auf Großformaten förmlich seziert. "Ich habe mein Spätwerk schon sehr früh gemacht", sagt Bockelmann in Anspielung darauf, dass Künstler im Alter meist immer abstrakter werden. Er geht jetzt mehr in die Tiefe, schaut immer noch genauer hin. Auf welkende Blätter, auf Hochhäuser in New York, auf Arbeitsmäntel von Kernphysikern. Schaut den Kindern in die Augen, die

von den Nazis ins Gas geschickt worden sind.

"Ich musste das machen", sagt er über diese Bilder gegen das Vergessen, "aus Scham für meine Generation über den Holocaust." Nie war er Porträtmaler. Aber Kindern, die in Auschwitz ermordet wurden, als er geboren wurde, musste er neue Präsenz verleihen. Mit Kohle auf unschuldig weißer Leinwand. Erkennungsdienstliche Fotos der Nazis waren die Vorlage. "SS-Leute in Auschwitz waren Hobbyfotografen." Verunsicherte Gesichter. Angst. Leute aus dem Dorf seiner Kärntner Umgebung waren die ersten Testseher. "Viele waren Haider-Wähler, aber alle waren beeindruckt", sagt er. Daraus eine Ausstellung zu machen, war gar nicht einfach. Sehr groß waren die

"Kunst ist für ihn universell. Gute Fotografie ist gleichwertig zur Malerei. Skulpturen faszinieren ihn. Kunst kann politisch sein und Gutes bewirken."

Ängste vor der Erinnerung. Aber es gelang. Zuerst in Wien, im Leopold-Museum, und dann, ganz spektakulär in Berlin. Vor dem Bundestagsgebäude.

Er wurde im Krieg geboren, 1943, und sieht es als Glück an, dass er in eine gute Zukunft gehen konnte. Dennoch, als Kind war er von Ängsten geplagt, von Unsicherheiten. "Ich hab mich durch die Schule geduckt." Ungern war er in Räumen, viel lieber im Freien. "Ich wurde Maler, um mich von meinen Ängsten zu therapieren", gesteht er. Vielleicht hat er schon von daher den Blick für die Details in der

Eigentlich sollte er, der Nachzügler nach zwei wesentlich älteren Brüdern, Landwirt werden. Aufgewachsen auf Schloss Ottmanach am Kärntner Magdalensberg war er ausersehen, den elterlichen Gutsbetrieb weiterzuführen. Denn bei Udo war das überragende musikalische Talent sehr früh klar und so dominant, dass sogar die Eltern bald mit dem Klavierspielen aufhörten, und John wurde Industriekaufmann.

Doch Udo Jürgens hat die zeichnerischen Fähigkeiten des Bruders erkannt und gefördert. Als er schon ein gefeierter Sänger war, hat er Manfreds

Arbeiten immer genau angesehen. Die beiden waren in der Kunst verbunden. einerlei ob Musik oder Malerei, das war ihre Achse. In der Kunst haben sie sich immer verstanden. Der Musiker beneidete den Maler um die Beständigkeit seiner Bilder, im Vergleich zur vermeintlichen Flüchtigkeit seiner Lieder. Mit "Mein Bruder ist ein Maler", hat er ihm ein Denkmal gesetzt. "Das war ein Weihnachtsgeschenk von ihm an mich", erinnert sich Manfred zurück.

Ein Blatt, ein Ast, ein Baumstamm

"Er hat davor lang mit mir gesprochen, über die Kunst, über sein unstetes Leben und meine Zurückgezogenheit. "Die Erde ist ihm untertan, er herrscht mit seinen Farben / Über Meer und Länder, über Glück und Träumerei." So heißt es in dem Lied. Er herrscht also. Sieht seine Welt oft in kräftigem Blau. Ein Blatt, ein Ast, ein Baumstamm. In blau. Manfred Bokkelmann sieht sich freilich nicht als Schöpfer neuer Welten, erklärt das ganz profan: "Blau ist die überwiegende Farbe der Erde, das Firmament, das Wasser. Auch die Fruchtbarkeit ist eingebettet in diese Farbe. In der Fotografie wären alle Fotos blau, würden

nicht entsprechende Filter eingesetzt." Er, der Fotograf, weiß das natürlich. Hat er doch mit der Kamera der Mutter sein erstes Geld verdient. Als Udo mit siebzehn schon eine Band hatte und ein Foto brauchte, hat das der achtjährige Bruder gemacht. Später, als er in München wohnte, um nicht zum Militär zu müssen, fotografierte er Studenten für Passfotos, Schauspieler, die Gefängnisdirektorin von Moabit oder schöne Mädchen wie Uschi Obermaier und Karin Feddersen, noch vor ihrer große Modelkarriere. Später wurde er Herausgeber von Kunstbänden, auch mit Friedensreich Hundertwasser. Blieb letztlich der Kamera immer treu. Heute noch ist sie sein Skizzenblock für die Malerei, für Details, die er dann groß macht.

Kunst ist für ihn universell. Gute Fotografie ist gleichwertig zur Malerei. Skulpturen faszinieren ihn. Kunst kann politisch sein und Gutes bewirken. Für Rotary hat er mit schwerstbehinderten Kindern gemalt, mit seiner Signatur dann auch gut verkauft. Für diese Kinder. Generell ist ihm bei Rotary wichtiger, was man bewirken kann. Freundschaft alleine ist ihm zu wenig. "Die kann man auch nicht verordnen", sagt er. Auch da ist Bockelmann mehr ein Mann der Stille. Seine Kunst braucht Ruhe. Egal, in welchem Genre.

Er hat Bücher gestaltet und auch Filme gemacht. "Würde mir jemand anbieten, Regie in einem Theater zu führen, würde ich ja sagen." Ein Universalkünstler? "Es gibt Leute, die das behaupten." Nur mit der Musik hält er sich zurück. Am Klavier improvisiert er bisweilen. Da spürt man immer noch die Übermacht von Udo, dem großen Entertainer.

Manfred Bockelmann wohnt im ehemaligen Wirtschaftsgebäude des damaligen Gutshofs, die alte Scheune daneben ist sein Atelier. Zwar ist es da im Winter sehr kalt, aber dafür hat er viel Platz. Den braucht er, für seine großformatigen Bilder. "Großformate



Ein Zeichen gegen das Vergessen: Bockelmanns Zeichnungen von in Auschwitz ermordeten Kindern vor dem Deutschen Bundestag.



Ein Maler der Vielfalt: Nie ließ sich Manfred Bockelmann auf eine einzige Stilrichtung fixieren.

sind schon auch etwas für die Eitelkeit", gesteht er augenzwinkernd, "natürlich will ich überwältigend wirken mit den Bildern." Die bleiben länger erhalten. Aber davon verkauft man weniger. Und "kleine Bilder sind vom Arbeitsaufwand her fast identisch".

Versonnen blättert er in den Stapeln seiner Arbeiten. Zieht eines heraus. Ein Diptychon aus 1979. Zarte Schichten, wie ein Fenster zu fernen Horizonten. "Das ist schon gut. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass man später immer besser wird", meint er über seine eigene Arbeit der frühen Jahre. Dann ein großes Porträt von Christine Lavant, der Dichterin aus dem Lavanttal. Kohle, nur waagrechte Striche. Und dennoch diese eindringlichen Augen. Für eine Lesung der Schriftstellerin hat er es einmal gemacht. Später wurde es technisches Vorbild

für die Porträts der ermordeten Kinder von Auschwitz. Die Bilderstapel in der Scheune sind ein Panoptikum seines Weges. Stille Landschaften, Zeichnungen, Gesichter. Daneben Skulpturen, Montagen. Immer wollte er sich verändern. Auch wenn die Käufer lieber das Wiedererkennbare wollen. "Ich wollte mich nicht selbst kopieren", sagt er, auch wenn das dem Markt widerspricht. "Das ist doch furchtbar, wenn man als Künstler so denkt." Ein Nitsch musste eben immer schütten. Das erkennen die Leute.

Bockelmann sucht seine Anerkennung in der unmittelbaren Umgebung. Kritisiert, dass die Kunst so oft nur nach Geld bemessen wird. Dass die Teuersten als die Besten gelten. "Wir werden erst in 100 Jahren wissen, wer heute der beste war." Das müssen auch nicht die sein, die heute schon die Mu-

seen füllen. Zeitgenössische Kunst in Museen hält er generell für problematisch. "Museen sind ein Beerdigungsinstitut", sagt er spitz, "sie sind wichtig für die Kunst, aber problematisch für die Künstler." Weil sie zum Stillstand verleiten. Den kann Bockelmann sich selbst mit achtzig nicht vorstellen. Die Wiener Albertina hat vor 40 Jahren schon von ihm Bilder gekauft. "Die wurden seither nicht mehr gesehen. Erst nach meinem Tod, wenn ich einen Durchstarter hab, werden sie die rausholen", lacht er. Aber da er Stillstand nicht mag, wird man darauf noch lange warten müssen.

Dieser Text ist erschienen im "Rotary Magazin", Ausgabe Juni 2023. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

Lebensreisen



"Ich war nie gläubig", sagt Emile Zuckerkandl (1922–2013) und blickt wie so in diesem Film sympathisch verschmitzt. "Meine Eltern auch nicht. Meine Großmutter auch nicht. Sie war nur etwas abergläubisch."

In "Emile – Erinnerungen eines Vertriebenen" porträtiert Rainer Frimmel den Evolutionsbiologen Emile Zuckerkandl. Und dieser wiederum erinnert sich an seine Großmutter Berta.

VON MICHAEL PEKLER

Ein Film, der den Namen seines Hauptdarstellers trägt und doch in erster Linie von jemandem anderen erzählt. Emile Zuckerkandl sitzt in seinem Wohnzimmer in einem Sofasessel und erzählt von seiner Großmutter: "Sie war vielleicht der besonderste aller Menschen, die um mich waren als Kind." Von "ungemeiner Intelligenz und Güte" sei sie gewesen, und er wird niemanden erwähnen, der jemals ein schlechtes Wort über Berta Zuckerkandl verloren hätte. Als er gefragt wird, ob es eine Rivalität zwischen seiner Großmutter und Alma Mahler gegeben habe, winkt der alte Mann im weißen Hemd und dunklen Pullover energisch ab. Zu so etwas sei Berta gar nicht imstande gewesen, im Gegenteil war sie der anderen gegenüber zu nachsichtig. Er selbst war "in gewisser Beziehung mit Alma nicht sehr einverstanden. Wir haben uns aber immer gut vertragen." In jenen Tagen war

er außerdem noch ein kleiner Bub in Purkersdorf. Zu Beginn des Films sieht man den 2013 verstorbenen Emile Zuckerkandl allerdings am anderen Ende der Welt, wo ihn seine lange Lebensreise hinführte. Zuckerkandl fährt mit dem Auto durch das kalifornische Pasadena und schimpft über die Architektur. "Amerika ist ja so uninteressant. Diese Gebäude, die heißen gar nichts. Sie sind schön, wenn sie am wenigsten auffallend sind." Und der Anblick der Palmen lässt ihn an seine 1945 in Paris gestorbene Großmutter denken. "Berta hat Palmen nicht gern gehabt. Sie hat sie als dumm empfunden. Ein Stamm mit nichts daran und dann etwas ganz oben."

Emile Zuckerkandl, geboren 1922 in Wien und aufgewachsen neben dem Sanatorium Purkersdorf, besuchte bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr regelmäßig seine Großmutter. Berta Zukkerkandl-Szeps, Tochter des Zeitungs-

"Stefan Zweig, Alban Berg, Ödön von Horváth, Max Reinhardt, Carl Moll und Alma Mahler-Werfel sind nur einige Namen, die dem kleinen Emile etwas in seinen Tagbüchern hinterließen."

verlegers Moritz Szeps, führte bis 1938 einen Literaten- und Künstlersalon, in dem sich die Wiener Prominenz die Klinke in die Hand gab. Für Emile eine großartige Gelegenheit, seine Notizhefte mit Autogrammen, Widmungen und Fotografien zu füllen. Wenn ihn der Filmemacher Rainer Frimmel nun fragt, welche Erinnerungen er an diesen oder jenen prominenten Gast habe, beeindruckt Emile mit unglaublichem Wissen über Details.

Auf Holz klopfen

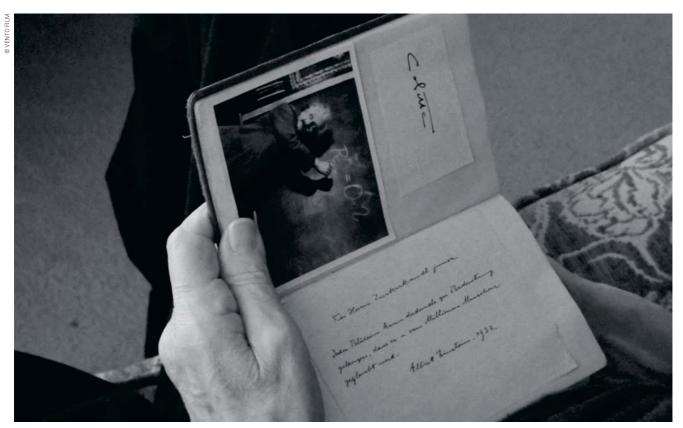
Stefan Zweig, Alban Berg, Ödön von Horváth, Max Reinhardt, Carl Moll und Alma Mahler-Werfel sind nur einige Namen, die dem kleinen Emile etwas in seinen Tagbüchern hinterließen. Auch Kardinal Innitzer ward gesehen. Die Religion spielte bei den jüdischen Zuckerkandls nämlich keine Rolle.

"Ich war nie gläubig", so Emile, und als späterer Evolutionsbiologe kann man sich das auch gar nicht anders vorstellen. "Meine Eltern auch nicht. Meine Großmutter auch nicht. Sie war nur etwas abergläubisch. Aber das ist alles. Sie musste immer auf Holz klopfen." Spricht und lacht wie ein kleiner Bub.

Rainer Frimmel ist Emile Zuckerkandls Großneffe. Als er ihn kurz vor seinem Tod in Kalifornien besucht, wird eben dessen Nachlass in Kartons verpackt und nach Wien, in die Österreichische Nationalbibliothek, transportiert. Das persönliche Archiv mit den unzähligen Autografen ist ein Schatz. Obwohl die Jahre nach der Flucht in Frankreich, in Algerien und später in den USA angesprochen werden, wo Zuckerkandl – Albert Einstein intervenierte für ein Visum – eine wissenschaftliche Karriere als Begründer

der molekularen Evolution machte, gehört der Hauptteil des Films Zuckerkandls Jugend. Frimmel beschränkt sich in der Inszenierung auf einfachste Mittel, um von den Erinnerungen nicht abzulenken: Eloquent und lebhaft erzählt Emile, streitet ein bisschen mit seiner geliebten Frau Jane, die sich in der letzten halben Stunde neben ihn setzt, improvisiert am Klavier – und wirkt zufrieden. Aber verzeihen kann er nicht.

Eine der schönsten Einträge in seinen Tagebüchern stammt von Egon Friedell. Ein großer, starker Mann, der sich aus dem Fenster stürzte, als die Nazis an seine Türe klopften. "Wenn die Menschen jetzt, wo sich endlich herausgestellt hat, dass das Geld Dreck ist, nicht draufkommen, dass das Geld Dreck ist", so Friedell, "so verdienen sie nicht, dass das Geld ein Dreck ist."



"Für Herrn Zuckerkandl Junior: Jeder Blödsinn kann dadurch zu Bedeutung gelangen, dass er von Millionen Menschen geglaubt wird", schreibt Albert Einstein 1932 in das Notizbuch des jungen Emile.

Jüdische Riviera an der Donau



Ein paar gute Jahre wird das "Krize-lesbains" noch haben: Das Strombad Kritzendorf im Jahr 1925.

Licht, Luft, Sonne und die Donauwellen sind auch ein politisches Programm: das kleine Glück. Zehntausende finden es am langen Sandstrand von Kritzendorf bei Klosterneuburg, exakt bei Stromkilometer Zwölf.

VON GERHARD JELINEK

Gegründet wird die Kritzendorfer Siedlung als Freiluftbad, um "den wohltätigen Einfluss des Badens auch der ärmeren Bevölkerung und den Schulkindern zugutekommen zu lassen". Die Holzhäuser stehen auf Stelzen, damit sie bei den regelmäßigen Überschwemmungen nicht fortgespült werden. Es ist eine Donauau, da gehört das Wasser dazu. Der Grund gehört der Gemeinde Kritzendorf und dem Stift Klosterneuburg, das die schönsten Donauabschnitte verpachtet. Neben einfachen Hütten, die nur aus einem Raum und einer gro-

ßen Terrasse bestehen, wurden bald durchaus komfortable Strandvillen gebaut. Der junge Architekt Walter Loos plant ein modernistisches Haus in Bauhaustradition. Gleicher Name wie sein berühmterer Kollege Adolf Loos, gleiche Profession, aber keine Verwandtschaft.

Ringstraßenarchitekten wie Emil von Förster bekommen Aufträge einer gut situierten Klientel. Die blickt von der Terrasse der Häuser aufs bunte Treiben der Städter.

Die Arbeiterschaft, aber auch das vornehmlich jüdische Bürgertum entdeckt die Wochenendkultur. Frankophile Spötter reden von der "Krize-lesbains", andere von der "Riviera an der Donau".

Trauliche Gebüsche

Der Literat und Chefredakteur der Modernen Welt, Ludwig Hirschfeld, widmet sich in seinem Blatt einem "Sommersonntag auf der Donau". Hirschfeld muss sich zwischen dem Arbeiterstrandbad am Gänsehäufel oder dem Strombad Kritzendorf entscheiden, wobei streng genommen Kritzendorf kein Bad ist, sondern ein

Donaustrand. Kein städtischer "Badewaschl" wacht als Autoritätsperson mit Ruderleiberl und Pfeife ausgestattet über die guten Badesitten. Hirschfeld lässt klare Präferenzen erkennen: "Der Strand ist wohl einige Kilometer lang, aber doch nicht lang genug, denn man wird bei jedem Schritt von einem ,Was, Sie sind auch da?' angehalten. Es gibt sehr viele trauliche Gebüsche, aber noch mehr zutrauliche Bekannte, die alle genau wissen wollen, warum man heute mit einer anderen als letzten Sonntag da ist. Die Besitzer von eigenen Hütten blicken wie Leute, die ausgesorgt haben, verächtlich auf dieses Getriebe, das eigentlich eine Hauptallee, ein Stadtpark in Trikots und Schwimmhosen ist. Man weiß hier wirklich nicht, welcher Plage man sich zuerst erwehren soll: der neugierigen Gelsen oder der unerbittlichen Bekannten."

An einem schönen Sommerwochenende fahren Tausende Wienerinnen und Wiener mit der Eisenbahn vom Franz Joseph-Bahnhof (die Republik hat das Wort "Kaiser" aus dem Namen gestrichen) an die Donau-Riviera. Im Sommer dampfen dreißig

bis vierzig Züge pro Tag entlang des Donauufers. Das vom lokalen Verschönerungsverein "Die Linde" schon vor dem Weltkrieg errichtete Strombad entwickelt sich in den 1920er Jahren zur Freizeitdestination: Baden in der – alles nur nicht blauen – Donau, das Liptauerbrot aus der Proviantdose, ein Himbeer-Kracherl, oder gar der damals berüchtigte Ribislwein vom Wirten. Der weite Auwald mit seinen versteckten Lichtungen eröffnet gewisse erotische Gelegenheiten, sie werden gerne genützt, die Stechmücken in Kauf genommen. Manche Erinnerung bleibt länger als die Gelsendippel.

Schubert von Grinzing

Die Ferienkolonie wird sogar literarisch besungen. Heimito von Doderer verarbeitet seine Kritzendorfer Erlebnisse in der Strudlhofstiege und beschreibt den "grau-grünen Schaum der Auwälder". Friedrich Torberg lässt die Tante Jolesch auch mal baden gehen. Der passionierte Hakoah-Schwimmer und Wasserballer Torberg wird wohl tatsächlich in die kalte Donau gesprungen und stromabwärts nach Wien geschwommen sein. Für Wochenendgäste, die mehr plantschen als schwimmen, ist das Strombad durchaus mit Vorsicht zu genießen. Strömung und Wirbel haben so manchen mitgerissen.

Die Popularität von "Krize-les-bains" transponiert der Gassenhauer-Komponist Hermann Leopoldi in einen Schlager um. "Zu mir sagt heute das Fräulein Lena, ich fahr gern mit der Franz Josephs-Bahn. Mein Schatz ist bei der Feuerwehr in Kritzendorf, Kritzendorf, Trara. Er freut sich, wenn es brennt, weil er dann spritzen darf, Spritzendorf, Trara. Und ist bei uns am Land grad kein Feuer zur Hand, das macht nichts, wir sind ineinander verbrannt. Mein Schatz ist bei der Feuerwehr in Kritzendorf, Kritzendorf, Trara."

Das Wienerlied In Kritzendorf sind so viele Gelsen von Sepp Fellner, der als "Schubert von Grinzing" in der Himmelstraße wirkte, bleibt – ungeachtet des Wahrheitsgehalts seines Couplets – wohl zurecht eine musikalische Randnotiz. Dabei geigten selbst die Wiener Symphoniker vor dem Strandpavillon auf und spielten Arien aus Aida. Künstler hatten da schon längst die Donau-Riviera entdeckt, manche

Prominenz wäre im Badekostüm zu entdecken gewesen. Hilde Spiel und Lina Loos sind fotografisch belegt in Kritzendorf "am Sand" gewesen.

Dunkle Schatten

Im Juli 1924 werfen politische Ereignisse dunkle Schatten auf die Wochenend-Idylle. Eine Kompanie Hakenkreuzler exerziert am Kierlinger Donauufer in voller Montur. Ein Trupp übt "Felddienst". Kommandorufe gellen über den Badeplatz. Einige Herren promenieren in grauer Klothose mit einer Hakenkreuzkappe am Strand entlang. Sie wollen gesehen werden, sie wollen provozieren, sie pöbeln Passanten an. Ein Badegast schildert seine Erlebnisse der Zeitung Morgen: "Bis jetzt galt das ganze Stromufer der Donau und der Auen als politisch neutrales Gebiet. Viele tausende Menschen suchten dort Erholung. Den größten Teil der Besucher stellten wohl Arbeiter, doch gab es dort auch viel bürgerliches Publikum, aber immer herrschte dort Ruhe und Friede. Gestern war es anders."

Hornsignal und Vergatterung

Die Männer treten in Reih und Glied und marschieren in zwei Kolonnen zum Kierlinger Bahnhof. Dort feiern rund tausend "Arbeiterturner" am Sportplatz ein Fest. Am Glücksrad wird gedreht, ein Tanzboden ist ausgelegt, es gibt allerlei Volksbelustigungen. Überm Himmel von Klosterneuburg türmen sich dunkle Wolken auf. Gewitter drohen. Der Aphoristiker Anton Kuh lässt sich die Szene von Ohrenzeugen erzählen. Die Hakenkreuzler hätten die Die Wacht am Rhein und ein Schmählied mit dem Refrain "Zerschlagt die Juden-Republik! Zerschlagt die Juden-Republik!" gesungen. Sie tragen Hakenkreuzarmbinden und zeigen auf ihrer Uniform schwarze Achselspangen mit dem Buchstaben "R" als Monogramm. Es ist das Zeichen der Roßbach-Gruppe. einer paramilitärischen Einheit, die sich am Münchner Hitler-Putsch im November 1923 beteiligt hat. Ihr namensgebender Anführer Gerhard Roßbach setzt sich nach Österreich ab. Die Hundertschaft Hakenkreuzler am Donaustrand sind der letzte Rest einstiger Wichtigkeit. Für Krawall sorgen sie allemal. Sie formieren sich

vor dem Sportplatz. Sie provozieren mit zwei Hakenkreuzfahnen. Tumult. Ein Bajonett blitzt auf. Einige Arbeiter stürzen sich auf den Hakenkreuzler, um ihm die Waffe zu entwinden, ein zweites Bajonett, gleichzeitig kracht der erste Schuss, dem sofort sechs bis acht weitere folgen. "Der Menge auf dem Sportplatz bemächtigte sich eine ungeheure Panik. Männer, Frauen und Kinder stürzten sogleich heraus und flüchteten. Das Sportfest wird sofort abgebrochen." Unter den Ausflüglern und Badegästen, die zum Bahnhof Kierling strömen, bricht Panik aus. Die Bilanz des Tumults vor dem Sportplatz und der anschließenden Verfolgungsjagd: sechs durch Pistolenschüsse, Dolchstiche und Hiebe mit Totschlägern Schwerverwundete und fünf Leichtverletzte. 56 Nazis werden in der Pionierkaserne, wohin sie flüchten, interniert

Ein paar gute Jahre wird das Kritzendorfer Strombad noch haben. 1929 baut Architekt Heinz Rolling einen imposanten Eingangsbogen, und Adolf Loos gestaltet im Auftrag der Klosterneuburger Wagenfabrik den Raum des Bades, Nach dem März 1938 überschwemmt eine braune Flut auch das Strombad. Die Nationalsozialisten kündigen alle Pachtverträge und vertreiben die jüdischen Besitzer. Etwa achtzig Prozent der Badehäuser sollen jüdische Besitzer gehabt haben. Juden wird das Betreten der Donau-Riviera verboten. Die Stelzenhäuschen werden an "verdiente" illegale NSDAP-Mitglieder vergeben. Kritzendorf soll ein "KdF"-Bad werden. Doch die Parteigenossen wollen lieber unter sich bleiben. Nach dem Krieg enteignet der Kritzendorfer Bäderverwalter Hans Reif alle nationalistischen Grundeigentümer. Kaum einer der früheren Besitzer kann oder will nach "Krizeles-bains" zurückkehren. Es ist nicht mehr wie früher.

Madonna im Simpl

Besteht die Chance auf einen österreichischen Chassidenkanzler? Aber wo tritt dann der Messias in Erscheinung? Nathan Spasić und Ronni Sinai haben Fragen über Fragen.

Nathan: Ronni, wenn ich dich sehe, denke ich nicht unbedingt daran, aber findest du nicht, dass Chassidismus in den letzten Jahren an Popularität gewonnen hat? Etliche Netflix-Produktionen widmen sich dem Thema.

Ronni: Nu, mein Lieber, ich stelle mir – naja, eigentlich dir – die Frage: Bei wem oder wo hat er an Popularität gewonnen? Ich gebe durchaus zu, dass ich wohl nicht zu dieser Zielgruppe zähle.

Nathan: Popularität ist vielleicht das falsche Wort, jedenfalls ist es aber Thema – positiv und negativ. Produktionen wie *Shtisel* oder *Unorthodox* haben eine enorme Reichweite erzielt. Letztere Serie bedient sich dabei gerne auch zumindest eigenartiger Klischees. So wohnt die Hauptprotagonistin Etsy beispielsweise bei ihrem Onkel in Berlin, der natürlich Miethai ist und eine arme Klavierlehrerin drangsaliert. Vielleicht ist das aber auch nur mein Eindruck.

Ronni: Da bin ich bei dir. Die Darstellung der Frommen in Shtisel scheint mir hingegen etwas romantisch verklärt daherzukommen. Sicher publikumswirksam, aber vermutlich realitätsfremd. Generell dürfte der ursprünglich spirituelle Aspekt des Chassidismus mit der Zeit abhandengekommen sein, oder er wurde nie wirklich gelebt. Etwa die Verbindung mit dem Göttlichen oder das Wohltätigkeitsprinzip. Gut möglich, dass es sich hier mangels Erfahrungswerten um ein Vorurteil meinerseits handelt. mir hat aber schließlich noch kein Orthodoxer was geschenkt, umgekehrt

verhält es sich allerdings genauso. Wie siehst du denn den heutigen Einfluss dieser Leute auf Politik und Gesellschaft in Israel?

Nathan: Wie einflussreich Chassiden in Israel sind, wage ich nicht zu beurteilen. Es ist auf jeden Fall ein spannungsgeladener Konflikt. Die demografische Entwicklung ist aber eindeutig: Das israelische Zentralamt für Statistik schätzt, dass der Anteil der Ultraorthodoxen von zehn Prozent der Bevölkerung im Jahr 2009 auf dreizehn Prozent im letzten Jahr angewachsen ist. Bis 2042 werden sie knapp einundzwanzig Prozent ausmachen, bis 2062 fast ein Drittel, heißt es. Also vielleicht ist es nur eine Frage der Zeit, bis der jüdische Staat wirklich "koscher" wird.

Ronni: Nu, dann darfst du mein Grab schon mit einem Stein deiner Weisheit schmücken! Die Knesset wird zur Talmud-Schule umfunktioniert und die Waffen müssen koscher sein, dafür sorgt dann der Militärrabbiner. Der Dschihad findet seinen Meister und die Gewaltspirale dreht sich weiter. Ich hoffe, du setzt dem ein Ende, Nathan, ich verlass mich auf dich! Wie, ist mir egal.

Nathan: So düster siehst du die Zukunft? Ich denke da eher an witzige und vor allem lange Feste, an gutes Essen und vielleicht findet die Region ihren Frieden? Säkulare haben ja offenbar bislang nicht viel gebracht. Aber Spaß beiseite, ich bin gespannt, ob es je einen chassidischen Premierminister geben wird. Vielleicht auch in Österreich?

Ronni: Das wär doch eine Beschäftigung für dich, ich wusste doch, dass ich auf dich zählen kann! Kannst schon beginnen, in der Jeschiwe zu bochern. Als Chassidenkanzler organisierst du dann die langen Feste oder gar Orgien, die den Frieden bringen. Denk an die Platzreservierung für den Messias, der endlich deiner Einladung folgen wird, so G'tt will. Außerdem

wärst du der erste Kanzler, der was Anständiges gelernt hat. Alles wird aut!

Nathan: Mir fallen geeignetere Kandidaten ein, aber die Vorstellung hat tatsächlich etwas. Mit Kabbalismus würde ich mich aber gerne mehr auseinandersetzen. Wusstest du, dass es auch so etwas wie eine christliche Kabbala im 15. Jahrhundert gab? Das Ganze fand aber wenig später sein Ende, die Hauptproponenten wurden der Hexerei und des Okkultismus bezichtigt und verbrannt.

Ronni: Nathan, ich bin beeindruckt. Oder ist deine Intelligenz künstlich? Komme mir bald vor wie der Blede von der Simpl-Revue. Bloß bin ich schöner als der Waldbrunn mit Verlaub. Aber ich komme leicht vom Thema ab. Wo waren wir ... ah ja, bei der Kabbala und beim Verbrennen. Ja, man könnte meinen, alle, die damals nicht ganz koscher waren, gingen in Flammen auf. Hat sich nicht Pop-Ikone Madonna unter anderen der Kabbala verschrieben? Dies war wohl einem Modetrend geschuldet, weniger der wahrhaftigen mystischen Lehre.

Nathan: Künstlich ist da nichts, hoffe ich zumindest. Und der Blöde bist du zum Glück nicht. Aber dafür ein ganz guter Tennisspieler, wurde mir gesteckt. Nach dem Sommer sehe ich eher wie der Qualtinger aus. Vielleicht treffen wir uns das nächste Mal am Sandplatz?

Ronni: Wunderbar, am Sand bin ich eh besonders gern. Sozusagen.



Erinnerungen an Rabbi Shlomo Carlebach

VON OBERRABBINER PAUL CHAIM FISENBERG

Der Schabbestisch meines seligen Vaters, Oberrabbiner Dr. A. Eisenberg, war wie der Tisch bei einem chassidischen Rebbe. Da haben wir nicht nur das wunderbar gekochte Schabbesessen meiner seligen Mutter gegessen, sondern zwischendurch wurde sehr viel gesungen, aber es wurden auch weise Thoragedanken diskutiert. Mein Vater hat mich und meine Schwester geprüft, was wir im Religionsunterricht gelernt haben und selbst viele Weisheiten über den Thoraabschnitt der Woche preisgegeben. Die Musik war natürlich nur gesungen und enthielt sogenannte Semirot, also Schabbatgesänge von verschiedenen chassidischen Rebbes, die uns mein Vater schon als Kleinkinder beigebracht hat.

Aber er hatte auch eine wunderbare Sammlung von Schallplatten von großen Kantoren, die wir manchmal gemeinsam gehört haben. Darunter waren auch einige chassidische Schallplatten, sofern man sie irgendwo erstehen konnte. Es gab in Wien einen chassidischen Rabbi aus Ungarn, der einmal im Monat zu meinem Vater kam, der ihn auch finanziell unterstützte. Einmal erzählte ihm mein Vater, dass er einen Plattenspieler und viele kantorale Gesänge habe. Worauf der Rabbi zu meinem Vater meinte: "Ich würde gern ein Stück hören, aber nur vom Kantor Jossele Rosenblatt. Denn dieser war ein frommer Mann, und die anderen waren es weniger."

Eines der berühmtesten kantoralen Stücke war ein Gebet zu Jom Kippur - natürlich nicht in der Synagoge aufgenommen, sondern in einem Studio. Es war aber nicht von Jossele Rosenblatt, sondern von dem ebenfalls großartigen Zevulun Kwartin, der aber die Qualifikation des Rabbis nicht erfüllte. Mein Vater legte diese Platte auf, die Nadel begann ein wenig zu kratzen, der Rabbi machte seine Augen zu und schaukelte im Takt. Mit Tränen in den Augen sagte er zu meinem Vater: "Seht Ihr, mein lieber Freind. So davenen kann nur a ehrlicher Chasen."

Einmal, in den frühen 1960er Jahren, kam ein amerikanischer Rabbiner zu meinem Vater und brachte ihm eine Langspielplatte mit. Er erklärte, der Sänger wäre ein gewisser Shlomo Carlebach, der wunderschöne Gebetstexte mit zeitgenössischen Melodien kombiniert habe und ein großer Star in Amerika wäre. Ich war so begeistert von dieser Musik, dass ich die Schallplatte zweimal – und zwar zweimal täglich! - anhörte. Es war kein Jazz, kein Rock und auch kein Pop. Sondern je nach Inhalt des Textes waren es langsame oder etwas schnellere Melodien, ähnlich den traditionellen chassidischen Liedern, aber eben doch anders, ein Mittelding zwischen chassidischen und modernen Klängen. Vielleicht würde Soul als Beschreibung am besten passen.

Ein oder zwei Jahre später gab Rabbi Shlomo Carlebach sein erstes Konzert in Wien. Mein seliger Vater und ich saßen in der ersten Reihe, und Shlomo Carlebach forderte das Publikum auf, mitzusingen. Ich war damals zwölf und der Einzige im Saal, der seine Lieder gut kannte. Er war begeistert von meiner Begleitung und frage mich in der Pause in seinem wunderbaren Deutsch, woher ich seine Melodien kannte. Ich erzählte ihm stolz, ich sei der Einzige in Wien mit einer Schallplatte von ihm.

In Wien gab es einen jüdischen Buben, der aufgrund einer Behinderung nicht zum Konzert kommen konnte. Seine Mutter rief Shlomo Carlebach im Hotel an und fragte, ob er zu ihrem Sohn nach Hause kommen und ein Lied singen würde. Shlomo Carlebach ging hin und sang eine Stunde für dieses kranke Kind.

Zu dieser Zeit machte Shlomo Carlebach bereits Konzertreisen in aller Welt, im deutschen Sprachraum war Wien seine wichtigste Tourneestation. Das mag auch damit zusammenhängen, dass sein Berliner Vater einige Jahre der orthodoxe Rabbiner von Baden war. Shlomo Carlebach machte noch in Baden seine Bar-Mizwa, ehe er mit seinen Eltern flüchten musste. Er wurde streng orthodox erzogen und lebte ein traditionelles jüdisches Leben. Er war sehr tolerant, und viele junge Juden in seinem Publikum wussten nichts von der jüdischen Tradition. Doch mit seinem Mix aus jüdischen Liedern und chassidischen Weisheiten konnte er viele wieder für das jüdische Leben begeistern.

Einmal erzählte er mir folgende Geschichte: Eine Frau äußerte in ihrem Reisebüro den Wunsch, nach Kuta zu fahren. Der Mitarbeiter sagte, das wäre nichts für sie. Aber sie bestand darauf. In Kuta angekommen meinte sie, dass sie gern den Guru treffen würde. Wieder sagte man ihr, das sei nichts für





sie, doch sie bestand darauf. Also teilte man ihr mit, zur Vorbereitung für dieses Treffen müsse sie zweimal täglich im Ganges baden. Und wenn sie dann zum Guru vorgelassen werde, dürfe sie genau drei Worte an ihn richten. Als es schließlich so weit war, ging sie zum Guru, gab ihm eine schallende Ohrfeige und sagte: "Come Home!"

Im Chassidismus gibt es einen Ausdruck, der heißt "dos pintele jid", was bedeutet, dass in einer jüdischen Seele immer noch eine ganz kleine Flamme brennt, die man durch moralische jüdische Lieder und Gedanken wieder entfachen kann. Einmal gab es in Indien ein internationales Meeting, an dem Mitglieder asiatischer Religionen und Kulte eine Woche lang teilnahmen und feierten. Interessanterweise beschloss Shlomo Carlebach, dorthin zu fahren. Als ihn manche seiner Freunde fragten, was er dort zu suchen habe, antwortete er: "Ich war der einzige Jude dort. Nach einer Woche allerdings hatte ich im Gepäck hunderte Adressen, die mit mir Kontakt gesucht haben und zum Judentum zurückgekehrt sind."

Einmal, als er an einem Samstagabend ein Konzert in Wien gab, war er schon vor Schabbat in Wien und betete in einer kleinen Synagoge vor. Der damalige Präsident unserer Gemeinde wunderte sich, warum er nicht in den Stadttempel gekommen war. Bereits damals hat sich etabliert, dass Shlomo Carlebach aus seinen Freitagabend-Gottesdiensten eine eigene Art musikalischer und spiritueller Orte machte. Ich war überall dabei. Er hat zirka zwanzig Schallplatten eingespielt,

eine besonders gelungene ist ein Konzertmitschnitt gemeinsam mit Edek Bartz in Wien. Bei den ersten Platten fehlten die Zwischengeschichten, anders als bei späteren Aufnahmen und Konzertmitschnitten. Denn bei Konzerten erzählte er zwischen den einzelnen Liedern immer chassidische Geschichten, die oft damit endeten, dass er die Urenkeln der berühmtesten Rabbis auch persönlich kannte. Eine der Geschichten geht so: Ein armer Jude kam in ein Schtetl und suchte einen Platz für Schabbes. Die meisten Leute wiesen ihn ab, schickten ihn aber an den Rand des Dorfes, denn da würde ein großer, kluger Rabbi leben. Der arme Jude ging dorthin, bekam einen Platz am Schabbestisch, man aß. Aber es passierte nichts Geistvolles. Ehe er ging, sagte der arme Jude zum Rabbi, er sei erstaunt, denn er habe gehört, er sei ein weiser und gerechter Mensch. Ob er ihm nicht eine Weisheit mitgeben könnte? Da sagte der Mann: "Mein Vater war dünn und klein. Als ich ein Kind war, kamen die Kosaken, banden meinen Vater an einen Baum und zündeten ihn an. In zwei Minuten war von ihm nichts mehr da. Da sagte ich zu mir: 'Es wird der Tag kommen, an dem die Kosaken auch zu mir kommen werden, wie zu meinem Vater. Sie werden mich auch an einen Baum binden und anzünden. Ich esse deshalb so viel, weil ich möchte, dass die Flammen nicht in einigen wenigen Augenblicken weg sind, sondern bis zum Himmel lodern und weithin sichtbar sind, wenn sie mich auslöschen'."

In Israel gründete Shlomo Carlebach eine Siedlung. Da verbrachte

er mehrere Monate im Jahr, wenn er nicht gerade auf Tournee war oder in New York die Synagoge seines Vaters betreute. Inzwischen hatte er geheiratet und zwei Töchter. Als Shlomo Carlebach im Jahr 1994 verstarb, wurde er nach Israel gebracht und dort beerdigt. Er hatte im Laufe seines Lebens ganz gut verdient, aber sein Geld immer mit armen Leuten geteilt, sodass kaum mehr etwas für das Ticket übrig war. Noch während der Schiv'a, also der Trauerwoche, war ich in Israel und bin in diesen Moschav gefahren, weil ich seine Witwe und die beiden Töchter besuchen wollte. Ich kam um etwa elf Uhr an. An der Tür war ein Zettel geschrieben: "Bitte nicht vor ein Uhr kommen." Ich konnte mir das zuerst nicht erklären, aber dann fiel mir ein, dass viele Besucher der Trauerwoche erst am Abend kommen und sicherlich lange bleiben würden, sodass die Familie auch erst spät ins Bett kam. Jetzt war ich im Dilemma: Sollte ich sie etwas früher aufwecken, um sie zu trösten, was eigentlich auch eine Mizwa, ein Gebot, ist. Oder sollte ich sie schlafen lassen? Da überlegte ich, was Shlomo tun würde. Und entschloss mich, sie schlafen zu lassen und ihnen einen Zettel zu hinterlassen, auf denen ich ihnen mein Beileid ausdrückte.

Besonders stolz bin ich darauf, dass er einmal bei mir zu Hause einen Schabbat-Ausgang gefeiert und dabei eines seiner bekanntesten Lieder komponiert hat.

Autorinnen und Autoren



Fritz Rubin-Bittmann

wurde 1944 in einem Keller in Wien geboren, seine Eltern überlebten die Diktatur unter ständiger Lebensbedrohung. Medizinstudium in Wien. Publikationen zu Zeitgeschichte und Religionsphilosophie.



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von NU.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Eric Frey

ist leitender Redakteur bei der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor und Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadasch Wien.



Gerhard Jelinek

arbeitete mehr als 30 Jahre im ORF, u.a.als Sendungsverantwortlicher und Gestalter für "Dokumentation und Zeitgeschichte", "Report" oder "Pressestunde". Im November erscheint sein neues Buch 1924 – der Beginn der fabelhaften Zwanziger.



Otmar Lahodynsky

ist Präsident der Association of European Journalists (AEJ) und war Europaredakteur beim Nachrichtenmagazin *profil*.



Ronald S. Lauder

ist Unternehmer, ehemaliger Botschafter in Wien, Präsident des New Yorker Museum of Modern Art und seit Juli 2007 Präsident des Jüdischen Weltkongresses (WJC).



Tal Leder

schreibt als freier Journalist u.a. für die Jüdische Allgemeine, Politik & Kultur und Jungle World. Außerdem ist er als Produzent von israelischen und deutschen TV-Dokumentationen tätig.



Mark N. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunst- und Zeitgeschichte. Sein besonderes Interesse gilt postkonzeptueller Kunst und der Gedenkkultur in Österreich.



Hubert Nowak

ist Buchautor und Medienberater. Er war 40 Jahre lang als Journalist und Manager in verschiedenen Funktionen im ORF tätig, darunter als Moderator und stellvertretender Chefredakteur der "Zeit im Bild" und als Landesdirektor des ORF Salzburg.



Rainer Nowak

ist Journalist und war von 2012 bis 2022 Chefredakteur und von 2014 bis 2022 Herausgeber der Tageszeitung *Die Presse*.



Michael Pekler

ist Journalist und *NU*-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.



Nicole Scheyerer

schreibt für den Falter Ausstellungskritiken und Künstlerporträts sowie für die FAZ und orf.at. 2021 erhielt sie den Österreichischen Staatspreis für Kunstkritik.



Andrea Schurian

ist NU-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung Die Presse. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung Der Standard.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



Danielle Spera

ist NU-Herausgeberin und Geschäftsführerin von KMJ – Kultur. Medien. Judentum. Sie leitete bis Juli 2022 das Jüdische Museum Wien und war davor langjährige ORF-Journalistin und Moderatorin.



René Wachtel

lebt als selbstständiger Unternehmer in Wien

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin) Andrea Schurian (Chefredakteurin) Michael Pekler (Chef vom Dienst) Sophie Furtner (Lektorat) Ronni Sinai (Online) SATZ & LAYOUT Richard Klippfeld DRUCK Riedeldruck GmbH

Bockfließerstraße 60.

2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in

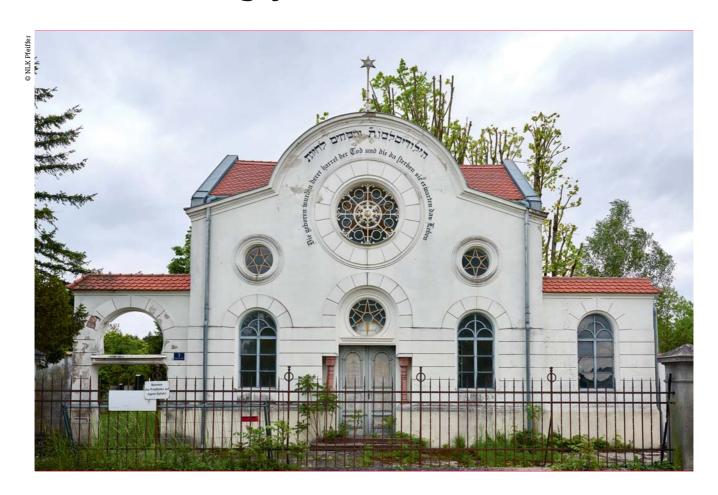
1010 Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für
Juden in Österreich und für ihnen
nahestehende, an jüdischen Fragen
interessierte Menschen.
NU will den demokratischen

Diskurs fördern

Land NÖ unterstützt Sanierung jüdischer Friedhöfe



In Niederösterreich gibt es 29 jüdische Friedhöfe, die ein wichtiges Kulturzeugnis darstellen und ein würdiges Gedenken ermöglichen. Damit der Erhalt dieser Friedhöfe gesichert ist, unterstützt das Land Niederösterreich allfällige Sanierungen finanziell.

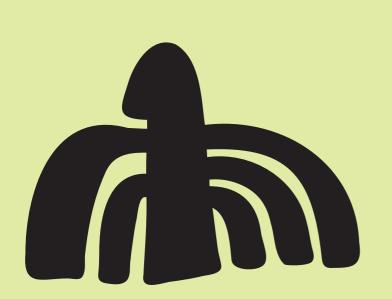
Unter anderem beteiligt sich das Land zu 25 Prozent an den Kosten der Sanierungsprojekte in St. Pölten, Baden, Klosterneuburg und Waidhofen/Thaya. Der jüdische Friedhof in Sankt Pölten wurde 1905 nördlich des städtischen Hauptfriedhofes angelegt. Für die dritte Sanierungsetappe des jüdischen Friedhofs erhält die Israelitische Kultusgemeinde nun einen Finanzierungsbeitrag in Höhe von rund 200.000 Euro.

Für die Instandsetzung des jüdischen Friedhofs in Baden werden Maßnahmen zur zweiten Sanierungsetappe gesetzt. Das Land Niederösterreich unterstützt dabei mit mehr als 285.000 Euro. Der jüdische Friedhof in Baden wurde 1873 errichtet, hier fanden Angehörige des mosaischen Glaubens vorwiegend der Bezirke Baden und Pottenstein, aber auch solche, die bei Kuraufenthalten in der Region verstarben, ihre letzte Ruhestätte.

Die Sanierung des jüdischen Friedhofs in Klosterneuburg wird in einer zweiten Etappe fortgesetzt. Die Landesregierung hat eine Förderung in Höhe von zirka 110.000 Euro beschlossen. Aus zeitaktueller Notwendigkeit heraus wegen Cholerafällen 1874 errichtet, bezeugt der Friedhof die aktive Präsenz der israelitischen Kultusgemeinde im politischen Bezirk Tulln bis 1938.

Die Sanierung des Friedhofs Waidhofen an der Thaya unterstützt das Land Niederösterreich mit rund 103.000 Euro. Dieser Friedhof wurde Ende des 19. Jahrhunderts gegenüber dem Kommunalfriedhof errichtet. Das damalige Tahara-Haus wurde lange auch als Aufbahrungshalle für den christlichen Friedhof verwendet. Die mehr als 170 Gräber sind vorwiegend als große Granitsteingrabmäler ausgeführt.

SPECIALTY COFFEE + PLANTS



PAPAGEI RE

			PRAT 1020	ERSTI VIE	R. 17	
@GOL	LDEN	ERPAI	PAGEI			